

# 6. MITTLEREN-RUNDBRIEF

„KAMERADEN“ DEUTSCH-JÜD. WANDERBUND

PB 213

12

März 1931

Y 362. 4

## Besinnung.

Von Max-Otto.

Der Mittlerenrundbrief, den Ihr nun in Händen habt, soll diesmal nicht orientierender Art sein, wie es die vorhergehenden zumeist waren, sondern er soll eine Frage Eures Lebens unmittelbar berühren, die Frage nach der Forderung, die an Euer und unser aller Leben eigentlich gestellt ist: Was sollen wir mit unserem Leben tun, wonach sollen wir unser Leben richten? Es ist die tiefste Frage, die an uns herantreten kann. Und es ist gleichzeitig die nach dem Sinn des Bundes und dem Ziel, zu dem der Bund erziehen soll. Es ist die Frage: Leben wir richtig? Und was heißt das überhaupt, „richtig leben“?

Diese Frage muß heute von Grund auf neu gestellt werden. Die Mittlerenschaft des Bundes muß sich wieder Rechenschaft vor sich selbst geben, ob ihr Leben in der Richtung liegen soll, in der es jetzt liegt. Sie muß altes Gut und die Tradition, die die Jugendbewegung ja bereits hat, überprüfen, muß sichten, das Wertvolle von nur Zeitbedingtem scheiden. Sie darf nicht von früheren Generationen nur übernehmen, sondern sie muß sich auch das Alte neu erobern. Man erfüllt diese Aufgabe lebendiger Jugend heute nicht überall. Ist es nicht eben an vielen Stellen des Bundes so, daß man Worte, Begriffe, Formen einfach nur übernimmt? Ich weiß es: die Gruppe, die Fahrt sind uns keine Probleme mehr. Und, doch, stimmt das wirklich so? Ist nicht zum Beispiel die Fahrt für viele einfach leere Form geworden?

Hat man hier vielleicht nur oft nicht den Mut sich zu besinnen, sich zu fragen? (In dem Aufsatz über „Fahrt“ ist hierzu näheres gesagt.) So geht es uns aber oft. Die Form erstarrt, weil wir starr werden, weil wir uns zu sehr beruhigen, weil wir es uns zu bequem machen. Niemand sagt, mit Absicht solle man unbequem leben, nein, so kann man das überhaupt nie sagen. Wir wollen nur unser Leben gestalten und nicht die Gefangenen von Formen und Begriffen werden. Denn auch die Begriffe übernimmt man oft, wie sie einem so von den Älteren erzählt worden sind. Jugendländ, Erziehung zur Persönlichkeit u. a. (Ich weiß, in den einzelnen Teilen des Bundes ist das alles verschieden, auf viele trifft das zu, auf viele das.) Hier muß das Fragen ansetzen, das sich-selber-Fragen. Nichts darf uns nur deshalb wertvoll sein, weil es war, auch wenn es ein Gut war, das Jugend schuf. Diese Radikalität des Fragens aber haben wir in hohem Grade verloren. Man beruhigt sich zu früh; so wird die Vergangenheit zum Fluch, während sie Segen geben könnte. Jede Vergangenheit hat ja dieses doppelte Gesicht. Der Kraft des Menschen ist es gegeben, zu bestimmen, welches sie ihm zuwendet; das Heil oder Unglück bringende. Was ist vielen heute noch Wyneken? Seine Bücher hat man vielleicht gelesen, aber man hat weitgehend nicht die Haltung, mit der wir ihn einzig lesen müssen: Wir müssen unser eigenes Leben dagegen halten und müssen von hier aus fragen, was er uns zu sagen hat. Eine Geschichte der Jugendbewegung im Heim zu machen aus dem eitlen Gedanken nur, daß es doch erhehend ist, daß auch die Jugendbewegung eine Geschichte hat,



daß wir sie deshalb doch einmal kennen lernen müssen oder auch aus dem Gedanken, daß uns dann manches klarer werden wird, dadurch, daß wir sehen, „wie's kam“, ist falsch.

Die Geschichte muß man an seinem heutigen Leben messen, und an dem, was heute nottut, wenn man auch ihrer historischen Notwendigkeit gerecht werden soll. Wo diese Lebendigkeit, dieses Beziehen auf das eigene Leben fehlt, da stirbt das Leben ab, da verflacht jedes tiefe Wollen, das auf ein Ziel gerichtet ist. Was vorher ein notwendiges Glied an unserem Leben war, wird Selbstzweck, man vergißt immer mehr, was man eigentlich damit wollte. Die Formen nämlich erfüllen nur dann ihren Sinn, wenn der Sinn lebendig ist, die Form wirklich erfüllt. Unsere Sache muß es sein, immer wach zu bleiben, den Sinn lebendig zu erhalten oder der Form einen neuen Sinn zu geben, wenn der alte seine Gültigkeit verlor, oder, wenn das nicht geht, Formen und Begriffe in den Müllkasten zu werfen. Der Mut und die Frische, die dazu gehört, fehlt heute überall. Gerade diejenigen, die immer nur von „frischen Kerlen“ reden, können dadurch oft innerlich unselbständige Menschen erziehen. — So ist die eine Frage, die wir an unser Leben stellen, die Frage an unsere (Jugendbewegungs-) Geschichte. Der Maßstab, wonach wir scheiden, wonach wir richten, ist die Forderung, die an unser Leben gestellt ist. Woher nun empfängt unser Leben diese Forderung?

Es empfängt sie von dem brennenden Willen, das Zusammenleben der Menschen von Grund auf neu zu gestalten. Ich kann es nicht näher begründen, aber ich glaube, die Aufgabe, die uns als Jugend gestellt ist, ist dies, kann dies nur sein. Jedes Zusammensein in einem Freundeskreise, in Kreisen von Menschen, die sich persönlich gern haben, ist schön, auch Feiern, Gruppen solcher Menschen können gut sein. Sie können sich selbst bilden wollen, sie können dieses Leben der Jugend an sich so hoch schätzen, daß die Schönheit dieses Lebens ihnen höchstes Maß ist und sie können meinen, daß gerade solches Leben frei zum verantwortlichen Leben macht, sie können auch meinen, daß gerade das Irren und Suchen das eigentlich Wertvolle des Jugendlebens ist: Mir scheint dies alles eine Verkleinerung, eine Verniedlichung des einen glühenden Wunsches: Zu ändern und zu erneuern, indem man die Erneuerung bereitet. Alles, jede unserer Handlungen muß von diesem Willen beherrscht sein, nichts darf daneben stehen, undurchdrungen davon bleiben. Nichts ist hier unwichtig. Denn das ist ja wichtig, „was man gerade tut“, wie ein chassidischer Spruch sagt. Unser ganzes Leben muß daraufhin gelebt werden. Zu jeder Stunde des „Irrrens“ ist hier eine Stunde der drängenden Zeit verloren. Und es ist doch klar: Ein Prüfen, eigenes Entscheiden bleibt auch hier keinem erspart, die Entscheidung kann und darf auch hier niemandem abgenommen werden, soll sie nicht unecht sein. Und wenn der Kampf mit sich selbst so unentbehrlich zur Bildung der Persönlichkeit scheint: Dieser Kampf wird einem solchen Leben nicht geschenkt. Sein Kampf geht uns nicht um das Erkennen der Lebensforderung, sondern um ihre Erfüllung, es ist nicht der Kampf des im Irrtum Ringenden, sondern der Kampf des je und je Versagenden gegen seine Schwäche.

Die Erneuerung des menschlichen Zusammenlebens nannte ich die Forderung, die an unser Leben gestellt ist. Wodurch können wir nun Erneuerung bereiten? Indem wir uns bereiten, indem wir beginnen ein anderes Leben zu führen, indem wir ein Leben führen in allem, das ein anderes Leben der Menschen miteinander verwirklichen hilft. Und um zu wissen, wie dieses andere Leben denn sein soll, müssen wir uns fragen, was es eigentlich heute ist, was das Leben der Menschen miteinander vergittet. Wir fragen so nach unserer heutigen Lage, nach dem modernen Lebensstil, nach den sozialen Zuständen und nach all den anderen Dingen, die wir ja täglich erfahren, die wir nun aber von dieser Forderung her betrachten. Soziale Verantwortlichkeit, welche Beseitigung der sozialen Ungerechtigkeit erstrebt, muß tief in unserem Leben verwurzelt sein. Hier

werden wir uns zeitig das nötige Wissen erwerben müssen, das zum Einsatz nötig ist und, wo es geht, uns auch einsetzen. (Für die Mittleren geht der Aufsatz „Außenarbeit“ in diesem Heft näher darauf ein.) Aber wir merken auch, wenn wir unsere Lage offenen Auges betrachten, daß es nicht nur die soziale Ungerechtigkeit ist, die das Zusammenleben der Menschen so schwer erträglich macht. Wenn die Wirtschaft heute auch nach einem noch so guten System funktionieren würde: wenn die Menschen sich nicht ändern, bleibt ihr Zusammenleben an der Wurzel krank. So ist es gleich wichtig, den Menschen wieder als Menschen gegenüberzutreten, nicht sie einzuteilen in Dienstmädchen, Bäckerjungen, Briefträger usw. und sie „dementsprechend zu behandeln.“

Überall, an jeder Stelle des Lebens, in jeder Handlung, die wir tun, und in der Art, wie wir sie tun, können wir so an der Erneuerung wirken, wenn wir uns nur darauf mit allem Vermögen und bewußt richten.

Um unsere Aufgaben zu erkennen, müssen wir freilich deutlicher, tiefer sehen lernen. Vor allem — wir müssen bei uns selbst anfangen. Denn bei allem unseren Wollen stehen wir uns selbst am meisten entgegen, unsere Bequemlichkeit, unsere Eitelkeit, unsere Selbstsucht, die Unfähigkeit, richtig zueinander zu sprechen und aufeinander zu hören. Wir müssen das überwinden, wir müssen unseren Willen ganz anders als bisher darauf richten, das zu überwinden. Und dies geschieht heute im Bunde zu wenig! Ihr nehmt den Bund oft noch nicht ernst genug, noch zu sehr allein als etwas sehr Schönes, von dem man etwas hat, das einem Genuß verschafft, noch zu wenig als eine Forderung, als einen glühenden Aufruf an Euer Leben, sich der Verwirklichung darzubringen. Ihr seid noch zu unernt, zu spielerisch, zu lahm! Das, was die meisten beschäftigt, sind so viel Kleinigkeiten — ich höre es oft aus dem Reich — soviel Unwichtiges. Das Haus brennt und man verbringt die Zeit, sich um die Einrichtung zu streiten, anstatt zu löschen. Helft doch und streitet nicht! —

Eines bleibt nun noch offen. Wenn wir auch so verantwortlich und den anderen zugewandt und offen leben, so verwirklichen wir heute doch nur da und dort, wir schaffen noch keine Gemeinschaft so miteinander lebender Menschen. Ist uns nun diese unmittelbare Verwirklichung versagt? Der Einzelne kann einen Weg hierzu nicht finden. Viel, ungeheuer viel können wir erreichen, indem wir unserem Leben durch unseren Willen gebieten — doch nicht alles. Ein unmittelbares Gemeinschaftsleben kann der einzelne nicht allein erzwingen. Aber ein großer Helfer steht ihm hier zur Seite: die lebendige jüdische Volksgemeinschaft. Und so nicht mehr einzeln, sondern in Verbundenheit mit einem überpersönlichen Ganzen, kann das Werk gelingen. Die Verbundenheit umso enger, da der Lernende merken wird, daß die innere Geschichte des jüdischen Volkes gerade der immer wieder begonnene Versuch der Gemeinschaftsverwirklichung ist.

Die jüdische Geschichte ist der Versuch der Gemeinschaftsverwirklichung. Er scheiterte, war er auch einmal geglückt, je und je an dem Versagen der Menschen. Und warum versuchen wir es nun wieder? In einer chassidischen Geschichte ermahnt ein Zaddik einen ertappten und bestrafte Dieb, nun daraus die Lehre zu ziehen und nicht mehr zu stehlen. „Warum denn nicht?“ sagte der Dieb, „was einmal nicht geriet, kann das nächste Mal geraten.“ „Wenn dem so ist,“ sprach der Zaddik zu sich, „so muß ich auch das Meine wieder und wieder versuchen.“ Wir können nichts voraussagen, sondern wir können nichts anderes als uns um die Verwirklichung mühen mit all unserer Kraft. Wir wollen das Unrige versuchen.

## Fahrt.

Von Hans Matthias.

Von vielen Stellen im Bund hört man von einer Fahrtenunlust, von einem Unvermögen vieler Gruppen auf Fahrt in schönem, freiwillig geformten Leben zusammenzusein. Die Fahrten sind leer, unschön, manchmal „gemacht“, die Ursprünglichkeit, das Erlebnishaft, das Starke, im Grunde

Umwandelnde einer „richtigen, schönen Fahrt“ scheint vielerorts dahin. — Was ist geschehen? „Hat die Gewöhnung an das „Auf Fahrt gehen“ den Reichtum des Fahrtenlebens erstickt?

Man hat nach Erklärungen gesucht. Zwei Erklärungen besonders: einmal wird gesagt: früher mußte man um Fahrt und Bund kämpfen, heute hat sich die Bewegung emanzipiert (bekommt ein Mädel ins Abgangszeugnis: „... hat sich mit Erfolg in der Jugendbewegung betätigt“.) Heute ist die Fahrt nicht mehr erkämpfter, eigener Lebensraum, sondern schon zur „Einrichtung“, zur Gewohnheit geworden und darum starr. Und ein zweites, damit Zusammenhängendes: die Fahrt bekam allmählich durch die Bewegung ein ganz eindeutiges Gepräge, eine feste Form. Und durch diese allzu große Geprägtheit werde das Lebendige erdrückt, zumal die Form heut nicht selbstgeschaffen, sondern vielfach übernommen sei.

Kann uns das wirklich eine Antwort sein? Gewiß, in beiden Antworten mag ein richtiger Kern stecken, aber wir merken doch, daß wir mit ihnen nur eben erst an die oberste Oberfläche, der anscheinenden Kraftlosigkeit der Fahrt heute, rühren. Denn, wir haben um den Bund gekämpft, aber heute ist der innere Gehalt dieses Kampfes keineswegs unverbindlicher geworden, damit haben die paar, vielleicht erreichten, Freiheiten wenig zu tun —

Nein, wir müssen schon ersthafter fragen. Und die Fahrt ist nicht zu betrachten ohne die Gruppe. — Ich möchte gleich voranstellen, wo wir nach meiner Meinung die Antwort zu suchen haben: es ist die Art, die Gerichtetheit, die Gebundenheit der Gruppe selbst; die Fahrt ist gleichsam das Barometer des Gruppenstandes.

Ist die Gruppe innerlich stark gebunden — durch die Kraft ihres Gehaltes, durch die Nähe der Einzelnen, durch die Bindung an den Führer, der besonders im Pimpfenzuge und im ersten Stadium des Mittlerenzuges die „Mitte“ des Zuges (auch in seiner Verpflichtung dem überpersönlichen Gehalt) darstellt — so wird ihr die Fahrt der Ort eines ihr gemäßen, jugendlich — ursprünglichen Lebens sein können, das immer wieder seine befreiende und schöpferische Kraft bewahren wird. — Nur dann wird sie das können.

Vielleicht können Gruppen auch die Fahrten eine Zeit lang ohne diese Richtung auf Erneuerung des Lebens aus dem Kern der Einzelnen, nur aus romantisch abenteuerlichem Betrieb heraus, bestehen, ja sogar bis zu einem bestimmten Alter den Eindruck von „Frische“ erwecken — immer aber kommt ihre innere Hohlheit zum Vorschein, wenn sie, älter geworden, an der geringen Verpflichtung, an der geistigen und seelischen Leere zerbrechen. — Eine solche Gruppe aber kann sich noch auf den echten Sinn ihrer Jugendlichkeit besinnen, wenn sie ernster wird und nun erkennt, daß sie sich vertut, wenn sie die Empfänglichkeit der Jugend für alles Edle und Aufrechte nicht zum Willen zur wirklichen Erneuerung spannt, nicht aus der dargebrachten Bereitschaft gelebte Erneuerung werden läßt. — Ganz schlimm aber ist es, wenn in Gruppen, wo die echte Gebundenheit und menschliche Nähe fehlt, wo auch der „allgemeine Schwung“ nicht da ist, und man nun versucht, durch äußeren Betrieb diesen „Schwung zu erzielen“. Das ist die ärgste Form der Untreue gegen das Gesollte. Nicht, wo man im romantisch-schönen Leben stecken bleibt, sondern wo man es sich aus Schwäche zum Ziel setzt.

Dies also können wir nicht brauchen. Wenn wir als Vortrupp der Erneuerung uns fühlen wollen, so dürfen wir nicht mit dem edelsten Gut, der Bereitschaft der Jugend, verantwortungslos spielen. Man darf dem Ernst der Selbstbesinnung nicht ausweichen, nicht ihm durch Betrieb zu entgehen suchen.

Was nötig ist, ist dies: die Besinnung auf das Wesen und die Bestimmung der Jugend; das Eingeständnis, daß aus „Mittelchen“ nichts Wahres entstehen kann. Messen wir uns und unser Tun immer wieder an der drängenden Größe der Aufgabe:

Erneuerung jetzt und hier! mit unserem Leben.

Arbeit in Frage kommen (das sind aber viele). In Frage kommt für uns ja wohl durchweg die sozialistische Gewerkschaft. Auch wer keine besondere Eignung besitzt, tut gut, sich doch in die Bewegung hineinzustellen und mitzuarbeiten. Manchem wird es mehr liegen, an Einzelne heranzugehen; auch geeignete Referate können hier etwas ausrichten, Auch die Jugendgruppen geben gerade für manche von unseren Älteren-Mittleren große Möglichkeit zur Mitarbeit. — Der reifere Mittlere soll versuchen, in die eigentliche Gewerkschaftsgruppe hineinzukommen und nicht in die Jugendgruppe.

Um hier etwas zu leisten, muß man eben eine gründliche Kenntnis der nötigen wirtschaftlichen und politischen Dinge haben. Dieses Wissen muß weit über den Rahmen dessen hinausgehen, was jeder Mittlere von diesen Sachen wissen sollte.

Vielleicht kann man es für Mittlere einer Gruppe als Außenarbeit betrachten, wenn sie kleinen und schwachen O.G's helfen. Diese Arbeit kommt vornehmlich für Schüler in Frage. Es handelt sich da um Belebung des Betriebs und um die Grundlegung der bündischen Auseinandersetzung bzw. in manchen Fällen noch um ein in-den-Bund-hineinziehen. Dies ist eine dringende, noch lange nicht intensiv genug betriebene „Außenarbeit“, die auch für Mittlere größerer O.G's in Frage kommt.

## Religion in unserer Zeit.

Von Hermann Gerson.

Es ist im Allgemeinen nicht gut, in dieser theoretischen Weise über Fragen der Religion zu sprechen; sie ist eine Sache der Erfahrung — nämlich der Erfahrung Gottes —, und wer sie nicht hat, dessen Ueberlegungen etwa über das Wesen Gottes oder der Frage des biblischen Schöpfungsglaubens bleiben eben auf der theoretischen Ebene und treffen das Religiöse selber nicht. Ja, sie hindern sogar oft, zu einer jener Erfahrung zu kommen. Also:

Schweigt mir vom Höchsten Gut: eh ihr entsühnt

Macht ihr es niedrig wie ihr denkt und seid ...

Gott ist erschienen wenn ihr selbst vermürrt!

(George)

Aber ein Sprechen ist dennoch heute nötig: wo man den Ernst und Sinn der Religion entstellt, wollen wir uns zur Wehr setzen! Ihr wißt es ja alle: die Menschen, die heute an den hohen Feiertagen die Tempel füllen, gehen meist ungewandelt wieder heraus. Die Religion ist ein Bezirk für sich geworden, der mit dem Leben des Alltags nichts mehr zu schaffen hat. Aber nicht nur diese allgemein bekannte Unwirklichkeit der Religion treibt unsere Empörung zum anklagenden Sprechen, — es geht noch weiter, es ist noch schlimmer. — Im Leben jedes Menschen gibt es Fragen, die ihn beunruhigen, die ihn zur Stellungnahme zwingen wollen: Fragen nach dem Sinn seines Lebens, dem, was ihm nach dem Tode geschehen wird, dem, was er tun soll. Sein Dasein als todbegrenztes Wesen drängt ihn auf sie. Die rechte Antwort, wie sie auch inhaltlich aussehen mag, wird in einem stets gleich sein: sie wird im Leben, in der Bemühung jedes Tages zu geben sein! — Und dies ist nun die verhängnisvolle Rolle der Religion in der heutigen Gesellschaft: sie ist ein Weg, auf dem sich Menschen ohne Gewissensbisse jenen Fragen, die ihr Leben gestalten wollen und sollen, entgehen können. Wie? Nun, jetzt haben sie einen Lebenswinkel fest für solche Fragen eingerichtet, damit sind sie sozusagen abgefunden worden. Die Feiertage gehören der Religion — und damit hat man sich doch jenen unangenehmen Fraglichkeiten nicht entzogen?! Die Stunden der Weihe, die feierliche Predigt waren doch so erhebend — dummer Junge, was fragst du mich nach dem Sinn des Lebens! Geh in den Tempel. —

Die Fragen, die ein Leben wandeln und aufbauen sollten, sind so mit dem Gefühl der durch die Tradition geheiligten Rechtmäßigkeit aus dem Alltagsleben entfernt worden. Und dieses Gefühl der Rechtmäßigkeit seiner Ausrüstung, das den Menschen den treibenden Stachel der Sinnfrage nimmt, welches die Forderung der Erneuerung endgültig zum Schweigen bringt — das ist die große Schuld der Religion in unserer Zeit. Sie wird zur sichernden Legalisierung der Zerspaltung in Alltag und Sollen.

Wir müssen diese Zusammenhänge sehen und uns entsprechend verhalten: religiös abstinente, solange uns keine religiöse Erfahrung geschah, kritisch, wenn es sich um die genannten Gefahren handelt. Also: wer nicht beten kann und will, gehe nicht in den Tempel. Auch nicht zum Jugendgottesdienst. Und nicht genug damit: macht Lehrern und Mitschülern Eure ersten Gründe dafür klar, stellt auch sie vor die Entscheidung! Wo es noch „Religionsunterricht“ im alten Stile gibt, mit Uebersetzung von Gebeten, mit theologischen Aussagen über Gottes Wirksamkeit in der Welt zu Menschen gesagt, die nur den Begriff hören und gar selber damit hantieren lernen, aber nicht wissen, was dieses höchste Menschenwort an Wirklichkeit umschließt — da versucht ihn zu einem jüdischen Unterricht umzugestalten. Wo Ihr wirklich etwas lernt, jüdische Geschichte und Hebräisch.

Dies dürfen wir nicht vergessen: was uns hier an „Religion“ entgegentritt, ist ebenso wenig die Wirklichkeit der Religion wie der Religionsunterricht und die hohen Feiertage die Wirklichkeit des Judentums sind. Die Stellungnahme zu ihrer Entstellung, wie wir sie meist alle vor uns sehen, überhebt uns daher nicht der Entscheidung gegenüber ihrer verdeckten Wirklichkeit, die uns im Jüdischen das Lernen allein zeigen kann. Aber: der Weg zum Jüdischen und auch der Weg zur Religion geht bei uns über diese Abgrenzung gegenüber Scheinantworten.

Wir dürfen auch gewiß nicht vorschnell verallgemeinern: nicht jeder, der in den Tempel geht, ist ein Heuchler. Und es gibt gewiß auch positive und ernstere Bedeutsamkeiten der Religion heute als das, wovon wir sprechen. Wir aber müssen wissen: das Neue erwächst nicht ohne Kampf gegen das schlechte Alte!

## Aus den „Chassidischen Büchern“.

Von Martin Buber.

### Versöhnung:

Einmal wartete am Vorabend des Jomkippur die Gemeinde des Rabbi Meir von Pumischlau lange Zeit auf den Zaddik. Als er endlich kam, blieb er an der Schwelle stehen, blickte über die Leute hin, und redete zu ihnen: „Da habt ihr euch nun versammelt und meint, Meir wird für euch Kol Nidre sagen. So wie ihr seid, könnt ihr bis zum Morgen warten und Meir wird nicht Kol Nidre sagen.“ Nach einer Weile sprach er weiter, ohne sich vom Ort zu bewegen: Es steht geschrieben in der Mischna: „Sünden zwischen Mensch und Gott sühnt der Versöhnungstag, Sünden zwischen Mensch und Mitmensch sühnt der Versöhnungstag nicht, der Mitmensch sei denn zuvor begütigt worden.“ Darum verlangt Meir, ihr sollt einander vergeben.“ Sogleich schrien alle auf: „Wir vergeben einander!“ Aber der Rabbi blieb immer noch an der Stelle stehen und sprach: „Ihr meint, Meir kenne sich bei euch nicht aus. Jetzt vergebt ihr einander, und nach dem heiligen Tag wird der Gläubiger bei seinem Schuldner das Betgewand nehmen. Meir verlangt; wer zahlen kann, dem sei reichlich Frist gewährt, wer nicht zahlen kann, dem presse man nicht die Seele ab.“ Es waren unter den Versammelten aber einige reiche Leute aus Lemberg. Die verstanden, daß das Wort sie anging. Sie traten auf den Rabbi zu, und versprachen, sein Geheiß zu erfüllen. Als bald schritt Rabbi Meir zur Lade und betete: „Herr

Ist dies das Grundgefühl der Gruppe, so kann eine Leere im Fahrtenleben kaum bestehen. Wenn eben wirklich das ganze Leben der Gruppe und ihrer Menschen unter dieser inneren Getriebenheit und Erfüllung steht; das ganze Leben, damit meine ich die Gesamtheit der Entscheidungen und Entschließungen, die von dem einen Urgrund her gespeist, dargelebt werden. Es ist wohl deutlich, wenn ich sage, daß diese Entscheidungen nicht in der logischen Bewußtseinssphäre getroffen werden, vielmehr in einer Ebene, in der ein Innenwerden des Weges nicht aus einzelnen logischen Schlüssen, sondern aus dem in aller Unmittelbarkeit aufgenommenen Geschehen — aus der Unbedingtheit des verwirklichenden Erlebens hervorbrechend — vor sich geht. Diese Entscheidungen, die auf ganz verschiedenen Stufen vor sich gehen können, sind das eigentlich Bündische, und auch das eigentlich Gestaltgebende. Sie stehen im Leben des Pimpfen ebenso wie in dem des Älteren. Sie heißen bei ihm vielleicht Treue, Strenge gegen sich, Dienst und Hingabe an den Führer, an die Gemeinschaft. Wer mag sie ihm beweisen! — Gesamtheit der Entscheidungen, — ich will hier nichts mehr darüber sagen im einzelnen, es ist viel Einzelnes darüber geschrieben worden, es hat den Anschein, als würde es nicht genug gehört. Lest die Bundesblätter! Nur über das, was aus dieser Gesamtheit seinen Ort besonders auf der Fahrt haben kann, noch einiges.

Die Fahrt ist also ein Ort, wo die Lebensrichtung der Gruppe sich darbietet. Sie wird immer von diesem Grunde her ihre Gestalt empfangen. — Sie unterliegt keiner Zwecksetzung, es ist aber deutlich, daß sie weithin den Ort darstellt, wo das mit Erneuerung Gemeinte sich durch Unmittelbarkeit des Miteinanderlebens zur Einheit und Ganzheit steigern kann. — Ich meine: immer mehr wird man, so hoffe ich, im Bunde merken, das uns mit einer Teilantwort oder auch mit einer Summe von Teilantworten auf die drängende Frage nach dem inneren Sinn und der Richtung unseres Neubeginns nichts geholfen ist. Sehen wir doch gerade in dem Fehlen der Einheit, dem Fehlen der „Mitte“, in der Zerspaltung und Zersplitterung des Lebens in unverbundene Einzelhandlungen den Grundmangel unserer Zeit und unseres Lebens. So merken wir, es handelt sich in unserer Bewegung im Grunde um das Gewinnen eines neuen Verhältnisses zum Geistigen: das sich mit dem eigenen Leben gegenüberstellen, das Entscheidunghafte. Und weiterhin um die Zurückführung des menschlichen Zusammenlebens auf den Kern, die Unmittelbarkeit, den Grund des menschlichen Lebens überhaupt. Seine Gestalt heißt Gemeinschaft. —

Von diesen Grundkräften des Lebens, von Nähe und Unmittelbarkeit, von Freiwilligkeit und Dienst, von der Einung von Körper, echtem Geist und Natur im eigenen Kern sind wir meist so entfernt. Es braucht ein Neuerfahren, Neu-Lernen im Leben solcher Art. — Fahrt und Lager sind der Platz, wo dies am Unmittelbarsten geschehen kann — ist uns doch die Möglichkeit eines dauernden Zusammenlebens (auch gerade in der Arbeit und im Lernen), wie etwa in einer Freien Schule, nicht gegeben. — Hier soll nichts einzelneres mehr gesagt werden. Dies sind Dinge, die der Einzelne mit seinem Beginnen erproben und erfahren muß.

Noch einmal: die Frage heißt nicht „Fahrt“, heißt jetzt: Ganzheit und Wirklichkeit der Jugendkultur. Nimmt man sie ernst, so führt sie auf den Kern der bündischen Inhalte. Nichts anderes kann helfen. Es braucht zum Beginnen nichts als die Gerichtetheit des Führenden und der Gruppe auf dieses neue Bild einer Jugend, die sich aus innerer Freiheit als Diener und Kämpfer eines erneuerten Lebens empfinden kann. Es braucht nichts als die Nähe und Bereitschaft von Führer und Gruppe. Das Zusammengehen der Leben zum Werk.

## Moderner Lebensstil.

Von Ernst Ne hab.

Wir sehen uns in einem dauernden Gegensatz zu unserer Umwelt. Was uns treibt, ist der Wille, zu erneuern. Es muß uns daher wichtig sein, einmal deutlich zu erkennen, was eigentlich heute nicht in Ordnung ist. Dies geschieht, wenn wir den heutigen Menschen ansehen und das zu erkennen suchen, was sein Leben erfüllt, wonach er sich richtet, wie er sich zu den Tatsachen des Lebens einstellt, wenn wir seinen Lebensstil betrachten. Da dieser sich überall auswirkt, ist er auf allen Gebieten auch festzustellen. Aus der Fülle greifen wir einige Beispiele heraus und wollen sehen, ob sich in ihnen uns etwas Wesentliches mitteilt.

Wir sehen uns die Stellung der meisten heutigen Menschen zu ihrer Arbeit an. Sie sind unzufrieden mit ihr, die Arbeit langweilt sie, geht sie nichts an. Eigentlich ist doch die Arbeit das, was den Tag ausfüllt, was ihm den Inhalt und Sinn gibt. Es kommt dabei nicht darauf an, daß sie müheelos ist. Der Handwerker oder der Bauer haben keine leichte Arbeit. Aber bei ihnen findet man heute noch am ehesten eine Bejahung der Arbeit, nicht weil sie notwendig ist, sondern aus Freude an ihr, aus Freude am Werk. Das fehlt bei den meisten Berufen heute ganz. Die Menschen tun ihre Arbeit aus dem Zwang heraus, Geld zu verdienen, Freude dabei kennen sie nicht. Die Arbeit hat auch für sie keinen Sinn, ist ihnen lebensmäßig fremd. Der Arbeiter in einer Autofabrik, der am laufenden Band steht und immer dieselbe Schraube anziehen muß, weiß ja gar nichts von dem fertigen Auto, er wird ja auch nie darin fahren, hat also gar kein Interesse daran, daß das Auto fertig wird. Er tut seine Arbeit, weil er nach acht Stunden nach Haus gehen kann und am Ende der Woche Geld dafür bekommt. Doch nicht nur hier ist es so. Bei den meisten anderen Berufen ist es ähnlich. Sie haben an sich keinen Sinn, sie sind nur das Mittel, Geld zu verdienen. Man bedenke, die größte Zeit des Tages, die meiste Kraftanstrengung wird von der Mehrzahl der Menschen heute auf eine Arbeit verwendet, die ihnen ganz fern ist, die sie nur aus Zwang tun, die sie oft direkt hassen, die ihnen im besten Fall gleichgültig ist.

Als wir uns einmal im Winterlager über diese Dinge unterhielten, erzählte ein Junge von einem einfachen Maschinenschmierer, der nichts weiter zu tun hat, als eine Maschine zu schmieren. Diese Arbeit tut der Mann mit großer Hingabe und er pflegt und besorgt seine Maschine wie ein Kind. Ihm ist an und für sich gleichgültig was die Maschine leistet, und daß damit Geld verdient wird, er hängt ganz einfach an ihr, ist menschlich mit ihr verbunden.

Als der Junge dies erzählte, lachten fast alle, die es hörten. Als sie dann nach dem Grund dieses Lachens befragt wurden, meinten sie, es sei komisch, daß man eine Maschine liebe und pflege wie ein Kind. Das sei unnatürlich und uns fremd. Ein Junge sagte dann, das gäbe es gar nicht, ein Arbeiter könne gar keine Freude an der Arbeit haben. Es könne nur auf das Geld ankommen, und solange die Arbeit schlecht bezahlt würde, mache sie auch keinen Spaß.

Vielleicht zeigt das am besten, worauf es hier ankommt. Man kann sich selbst bei uns gar nicht mehr vorstellen, daß einem Menschen, der wenig Geld hat, einem Arbeiter in der Fabrik seine Arbeit Freude machen kann, weil man es sich so angewöhnt hat, alles vom Gelde her zu sehen, alles wirtschaftlich zu betrachten, daß man gar nicht auf den Gedanken kommt, zu fragen, ob nicht auch die Arbeit einen anderen Sinn habe als den Gelderwerb. So sieht man auch das Fehlen der Arbeitsfreude zumeist nicht als Not an. Man kann ja kaum sehen, was das bedeutet, an der Arbeit ganz hängen, sie von Herzen gern tun. Man meint, wenn die wirtschaftliche Not beseitigt wird, wird alles gut sein, beachtet dabei nicht, daß diese Arbeitsunlust eine allgemeine Erscheinung ist, daß auch Leute, denen es wirt-

schaftlich gut geht, die Arbeit als lästigen Zwang empfinden, daß abgesehen von wenigen Ausnahmen, die rechte Beziehung zur Arbeit überhaupt nicht da ist.

Es soll hier nicht über die Tatsache der drückenden wirtschaftlichen Not hinweggeredet werden. Wir alle sehen sie heute und es wird für uns immer selbstverständlicher, daß wir nach Kräften gerade hier anfassend und zu ändern suchen. Aber hier liegt eben auch eine große Gefahr: daß man über diese ganz offen zu Tage getretene Not vergißt, daß es nicht allein damit getan ist, daß die wirtschaftliche Not uns ein Teil jener Gesamtnot ist, von der wir ein anderes Stück im Fehlen der Arbeitsfreude erkannt haben. Jenes Ueberschätzen und Alleinsehen der Bedeutung des Wirtschaftlichen auch bei uns ist gleichfalls ein Teil der zu erkennenden Gesamtlage.

Ihr wißt wohl vom Chassidismus und von der Art dieser Menschen zu leben. Dabei vergißt man leicht, daß dies alles Menschen waren, die in drückendster Armut lebten. Und trotzdem dies Leben, trotzdem diese Hingabe. Ihr kennt wohl auch die Geschichte von dem Rabbi, dessen vornehmster Dienst als Gastwirt war, die Gläser so zu spülen, daß auch kein Rest mehr darin blieb. Es gibt keine Arbeit, die an sich heilig und keine Arbeit, die an sich verworfen ist. Es kommt nur darauf an, daß der Mensch sie sinnvoll erfüllt. Gewiß haben die Umstände, unter denen heute gearbeitet werden muß, viel dazu beigetragen, daß es sehr schwer ist, dies erfüllt zu tun. Aber man bedenke, ob das laufende Band erfunden worden wäre, wenn man immer von der Notwendigkeit der Arbeitsfreude so überzeugt gewesen wäre, wenn nicht ganz andere Dinge wesentlich gewesen wären. Man betont immer, daß die Verhältnisse den Menschen machen, man vergißt leicht, daß der Mensch auch die Verhältnisse macht. Aus der Einstellung zur Arbeit die Arbeitsverhältnisse schafft! —

Diese Unerfülltheit in der Hauptzeit des Tages wirkt sich natürlich auch sonst aus. Die Freizeit bietet doch an sich die Möglichkeit, nun alles Fremde, Lästige abzutun und zu sich zu kommen, sich zu sammeln, das zu tun, was sinnvoll ist, was das Leben erfüllen kann. Und was geschieht? Die Menschen gehen in Kinos, Tanzdielen, Kneipen. Was suchen sie dort? Zerstreung, Sensation. Sie können gar nicht los von dem, was sie tagsüber tun, was ihnen jedoch innerlich fremd ist, weil sie merken, daß bei ihnen selbst nichts ist, weil sie leer sind und Angst haben, dies zu merken. Daher dieser großartig organisierte Betrieb der Vergnügungsindustrie, dieses raffinierte Fluchtsystem. Die Menschen brauchen Tempo, weil sie, wenn es langsam ginge, vielleicht zu sich kämen, ihren Herzschlag hörten. Das wird überbaut, verdeckt. Echte Freude gibt es für diese Menschen nicht, nur Lust und Genuß, weil zur Freude ja ein Ruhigseinkönnen, ein Sich-selbst-in-der-Hand-haben gehört. Hier zeigt sich eine ganz deutliche Auswirkung der innerlichen Leere, der Sinnlosigkeit dieses Lebens. Dies merken ist Untergang, daher betäubt man sich. Es war nicht immer so, daß Menschen, die in Schwierigkeiten gekommen waren, sich das Leben nahmen. Man hat heute nicht mehr die Spannung und den Mut in sich, Krisen durchzuleben, daher diese große Zahl von Selbstmorden, von denen die Zeitungen melden.

Der einzige Wert, der noch für das Leben dieser Menschen besteht, um den sie arbeiten, ist das Geld. Seinem Wesen nach ist es doch ursprünglich Tauschmittel. Jetzt ist es Zweck der Bemühungen. Ein Mensch, der viel Geld hat, gilt viel, ganz gleichgültig, ob er dafür eine Kunstsammlung anlegt, oder ob er das Geld auf die Bank legt. Der Besitz des Geldes an sich gibt ihm sein Ansehen. Alles wird nach dem Geld gemessen und so ist es möglich, ein Gemälde von Rembrandt mit einem Mercedes-Benz zu vergleichen. Das Auto ist billiger, also nicht so viel wert.

Ein Kameradenmädchen will einem anderen etwas schenken, ein Buch, das ihr selbst viel bedeutet. Da erfährt sie, daß dieses Buch nur eine Mark kostet. Nun schickt sie es nicht. Es ist ihr zu billig. Sie wollte

etwas wertvolles schenken und tut so, als ob durch den Geldwert etwas über den Wert des Buches gesagt ist.

Man kann diese Stellung des Geldes heute als Symbol der Lage betrachten. Die Menschen sind nicht fähig, die Dinge nach ihrem ihnen innewohnenden Wert zu messen und zu behandeln, daher benutzen sie diesen Mittelwert und machen ihn damit zum Zweck.

Wo das Leben und die Dinge ihren eigenen Sinn verloren haben, ist an dessen Stelle der Zweck getreten, wenn man nicht sinnvoll leben kann, weil einem der Sinn im Leben fehlt, muß man zweckmäßig leben. Darum ist die Frage: ist das zweckmäßig? so beherrschend heute. Man braucht nur an den Baustil zu denken: neue Sachlichkeit, alles sehr zweckmäßig, aber man hat vergessen, daß man ja auch in diesen Häusern wohnen soll und daß dies im Grunde etwas anderes ist, als zweckmäßig hausen.

Von hier aus ist auch die große Rolle des Sportes zu verstehen. Kaum einer von den Vielen Sporttreibenden tut dies aus Freude am Körper, am Kampf. Man treibt Sport im Hinblick auf den Rekord. Die einzelne körperliche Leistung wird nicht gewertet, sondern die errungene Zahl, dann kann man vergleichen, Rekorde brechen. Die körperliche Leistung ist nicht in sich sinnvoll. Sie hat diesen bestimmten Zweck, auf den hier trainiert wird. Der großen Menge von passiven Sportbegeisterten und Länderspielbesuchern liegt auch wenig an der betreffenden Leistung. Es genügt ihnen meistens, wenn sie in ihrer Zeitung lesen, daß dieses oder jenes „Ergebnis“ erzielt wurde. Auch hier nicht Beurteilen der einzelnen Leistung, sondern Rückführung auf einen Mittelwert, in diesem Fall die Zahl, und vergleichen.

Ich erinnere mich noch an ganz frühe Heime, wo wir uns über Formen wie Abstinenz, Fahrt und Kluft unterhielten und zu zeigen versuchten, daß diese Formen berechtigt sind, weil sie einen Zweck haben: Abstinenz einen volkserzieherischen und wirtschaftlichen; Kluft, weil sie praktischer als andere Kleidung ist — und ich weiß, daß diese Fragestellung oft im Bunde üblich war. — Natürlich hat die Zweckfrage eine gewisse Berechtigung, grade bei der Abstinenz, doch das Entscheidende, das uns zu diesen Formen bringt, ist wohl mehr, daß sie uns gemäß und in sich sinnvoll sind.

Dieses Zwecksehen entspringt aus der Unfähigkeit des Menschen zu rechten Beziehungen. Wir sahen es schon: der Mensch kann nicht an Dinge herangehen und sie selbst nach ihrem Eigensinn werten, darum fragt er nach ihrem Zweck, er sieht die Dinge nicht selbst und bezieht sie auf einen Mittelwert.

Ja sogar den anderen Menschen sieht man nicht als eben diesen Menschen, sondern man ordnet ihn ein in seine zweckmäßige Gruppenzugehörigkeit. Dies ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß uns zum Beispiel der Gedanke absurd vorkommt, zu sehen, daß der Polizist, der da gerade den Verkehr regelt, sehr große Sorgen um seine kranke Frau hat. Er geht uns menschlich gar nichts an. Fast ähnlich ist es aber in den weitaus meisten Fällen, so in der Stellung zum Dienstmädchen, die wir in ihrer Funktion, den Haushalt zu besorgen, sehr wohl sehen, deren Persönliches aber uns gar nichts angeht, so daß sich dies auch in unserem Ton und Verhalten ihr gegenüber äußert. Und überall, bei der Verkäuferin, beim Straßenbahnschaffner, wir sehen nicht den Menschen, sondern die Person mit dieser Funktion. —

Wir sind leicht geneigt, diese ganzen Dinge auf das Konto der „Umstände“ oder der Wirtschaftslage zu schieben, oder aber zu sagen, daß das ja alles gar nicht so „schlimm“ sei. Ich glaube, daß es aber uns allen so geht, daß, wenn wir die Dinge so deutlich sehen, wir merken, daß hier etwas nicht in Ordnung ist. Wir haben durch das Erlebnis unserer Jugend das Bewußtsein bestehender Werte und einer sinnvollen Ordnung in uns und es gab für uns Zeiten, in denen wir uns ganz als Teile jener wahrhaften, geschöpflichen Welt empfunden haben. Uns wird deutlich, daß die Menschen, von denen wir eben gesprochen haben, außerhalb dieses Zusammenhanges stehen, denn in der geschöpflichen Welt hat noch niemals das Ge-

setz des Zweckes Geltung gehabt — damit aber fehlt diesen Menschen das, was wir in uns als das eigentlich Menschliche erleben, die Fähigkeit, einem Sinn zu leben und von ihm aus menschliche Beziehungen aufzunehmen, alles Tun sinnvoll zu erfüllen. —

So sehen wir die Not der Zeit. Hier hat sie im Tiefsten ihre Begründung. Wir sprechen von einer „Situation“. Es ist versucht worden, sie da aufzuzeigen, wo sie sich lebensmäßig auswirkt, am Lebensstil. — Es ist möglich, daß diese Situation schon immer bestand, keine Eigentümlichkeit unserer Zeit ist. Das kümmert uns nicht, wir sehen sie heute, wir stehen in ihr ganz darin. Da wir in ihr eine Not sehen, die uns selbst bedrückt, wollen wir ändern. Wir wollen Erneuerung des Menschen. Nicht Reformen bringen hier Wesentliches. Es kommt darauf an, den ganzen Menschen, mit all seiner Einstellung, mit all seinen Beziehungen zu wandeln. Es gibt kein Rezept.

Wir müssen uns offen halten, dies alles zu sehen. Hier und da werden wir dann auch Ansätze eines Aenderungsversuchs bemerken. Die Freizeitbewegung bemüht sich um eine sinnvolle Erfüllung der freien Zeit. Hier und da sehen wir Ansätze zur Erweckung der Arbeitsfreude, indem man den Menschen außerhalb ihrer Berufsarbeit ein Werk gibt, an dem sie schaffen können, einen Garten zum Beispiel. — Man darf diese Bemühungen nicht verwechseln mit den Maßnahmen des Unternehmers, die darauf hinarbeiten, die Menschen zufrieden zu machen, um sie vom Klassenkampf abzubringen. Das sind Bestrebungen, die selbst die Arbeitsfreude in den Dienst eines Zweckes stellen. — Ueberall, wo etwas geschieht für die Schaffung einer menschlichen Nähe im Umgang und im Tun, geschieht etwas in der gemeinten Richtung. Viel kann heute dazu noch nicht gesagt werden. Für uns gibt es hier nur eine Selbstbereitung, ein Offensein für den anderen Menschen — auch für den Menschen, der nicht zum Bund gehört. Das Unmittelbarste, was wir tun können, ist die Schaffung einer Stätte unmittelbarer menschlicher Nähe, ist das Bauen einer wirklichen Gemeinschaft.

## Zur Lebensführung.

Von Hermann Gerson.

Dies ist uns Bündischen doch allen eigen: das Bewußtsein, daß wir eine große Aufgabe in unserem Leben haben, daß durch unser Leben etwas Neues beginnen soll. Deshalb eben nennen wir uns ja Jugendbewegung. — Aber die Verwirklichung ist schwer, die Widerstände sind groß. So müssen wir uns härten für den Kampf, bereiten für das zu Tuende. Damit haben wir früh zu beginnen. „Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.“ Sein Leben darf nicht länger treiben, dem Zufall und der Stimmung ausgeliefert, — er muß es in die Hand bekommen. Er muß eben sein Leben wirklich führen. —

Wenn wir den abgezikelten, in immer gleicher kleiner Pflichterfüllung sich vollziehenden Tageslauf der Alten sehen, dann bäumen wir uns auf gegen diesen allzu altersweisen Rat: „Du mußt deine Pflicht tun“. Da scheint es uns: so wird nichts Großes! Wir wollen unser Leben aus der Forderung des Moments heraus leben, in der reichen Stunde wollen wir schaffen, in der leeren auf die reiche warten. Nur dies, nicht die „Pflicht“ sichert uns das Wachsen. — Darauf antworte ich mit Georges Wort:

„Schwärmer aus zwang, weil euch das feste drückt.“

Seht, es gibt ja zweierlei Pflicht: die eine: dienen, allerdings matt und verfallen dem ewigen Einerlei des Tages; die andere aber ist die unablässige Bemühung, der Dienst des Menschen, der sein Leben angefordert fühlt. Da gibts keine Engel! Unsere Kräfte sind nicht stark genug, daß wir so auf den „schöpferischen Moment“ warten können, daß wir nur das tun, was das Lusthaben mit sich bringt. Das führt ins Leere. Uns ziemt nicht das Warten auf die erfüllte Stunde, uns ziemt die ständige Bemühung, die harte Arbeit. Gerade

einer der begnadetsten Schöpfer hat es gesagt: „Genie ist Fleiß“. Und lest alle einmal das herrliche Gedicht Goethes, in dem er diesen Satz vertieft: Natur und Kunst. —

Die genialischen Warter werden nun sagen: Aber ich weiß es doch: zu manchen Zeiten kann ich gar nichts tun! — Gewiß, solche Pausen gibt es wohl. Aber laßt das gefährliche Wort beiseite: ich kann nicht! Es sollte aus unserem Lexikon verschwinden! Wieviel Unernst wird damit entschuldigt, wieviel Bemühung von vornherein abgebrochen, wie leicht macht man es sich damit! Einigen wir uns doch: wir wollen alle so leben, als ob es stimmte: ich kann, was ich will. Spannen wir uns nur erst einmal so, verzichten wir auf die billigste aller Entschuldigungen! Gewiß werden wir dann einmal auf Stellen stoßen, wo es trotz allen Bemühens nicht geht. Nichts wäre falscher, als krampfhaft darüber wegspringen zu wollen. Aber solche Stellen geben wir eben erst nach hartem Gefecht auf. Und sie sind doch seltener, als die Gläubigen des Nichtkönnens wahrhaben wollen. Verzichtet wir also nun nirgends mehr im Voraus, versuchen wir es künftig mit dem stolzen, harten Wort: ich kann, was ich will. — Die Grenzen merken wir dann schon, wo wir uns an ihnen stoßen. Aber eben: nicht im Voraus! —

Nun muß man allerdings richtig verstehen, was hier mit „Wille“ gemeint ist! Nicht der schnelle, einmalige, flatternde Entschluß: nun los! Vielmehr eine dauernde Richtung des Gesamtwesens, in die wir das zu Tuende aufnehmen. —

„Aber die Schwierigkeiten, die inneren Kämpfe, wie sie etwa vom Geschlechtlichen her auftreten, — werfen sie uns nicht immer wieder in dunkle Stimmungen ausweglos hinein? Dazu läßt sich hier so im Rundbrief, allgemein, wenig sagen. Nur zwei Dinge. Vergiß nicht, daß du ja nicht erwarten kannst, dich zum angefochtenen Heiligen auszubilden, daß du das nicht einmal sollst. Es kommt nur immer wieder darauf an, daß du in solchem Kampf den letzten Schlag behältst, je und je. — Und noch etwas: die Härte, die uns geziemt, läßt uns standhalten. Wie es Flex sagt:

„Keines Menschen Alltag ist frei von erbärmlichen Stunden,

Alles Menschenleben ist Kranken und Wiedergesunden.

Doch in der schwächsten Stunde auch flehe ich nicht um mein Leben:

Gott, du kannst es mir nehmen, du hast mir gegeben.

Eines erleh ich im Stande der Schwachheit von dir allein:

Laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein!“

Eines der Grundworte auch und gerade des erneuerten Lebens heißt: Arbeit. Arbeit: nicht Ausschuchen nach Lust und Stimmung, nicht „tiefe“ Ideologien, sondern ernste, schwere Bemühung. Auch sie muß in unser Leben bestimmend hinein. Meist wird es sich da um geistige Arbeit handeln. Ich rate Euch dringend zu solchem systematischen Lernen (der Rundbrief über Heimarbeit gibt viel Stoff dafür). Nicht nur des so wichtigen Wissens wegen; auch weil solche Arbeit uns zu nüchterner Bewährung erzieht.

Meist vergeuden wir ja unsere Zeit so, daß zu all dem wenig Raum bleibt. Auch hier heißt es, das Leben in die Hand zu nehmen. Eine schriftliche Zeiteinteilung wird da manchem sehr helfen können. Fürchtet nicht, daß Ihr Euer Leben damit mechanisiert und rationalisiert! Dazu sind wir, denke ich, zu reich und bewegt. Ihr formt es nur, daß mehr in es hineingeht! Und neben der Arbeit wird ja doch niemand das andere vergessen, was nicht fehlen darf: Dichtung, Musik, Sport. Es kann ja keinesfalls unser Ideal sein, „Vernunftwesen“, „reiner Geist“ zu sein! —

Eins noch: viele Menschen verstehen es nicht, mit sich allein zu sein. Sie sind dann leer, fliehen davor. Es ist so falsch! In den Stunden der — oft unbewußten — Besinnung wird unser Leben frisch und neu, wir können sie nicht missen! —

Und nochmal: warum all diese Bemühung? Rabbi Terphon sagte: „Der Tag ist kurz, der Arbeit viel, die Bauleute sind lässig, der Lohn ist groß, und der Herr des Hauses drängt.“

## Außenarbeit.

Von Fritz Ollendorff.

### 1. Warum?

Wir leben in einer Umwelt, von der wir glauben, daß sie erneuerungsbedürftig ist, daß sie von Grund auf neu gebaut werden muß, weil in ihr alles morsch geworden ist; das Leben des Einzelnen, seine Stellung zu den Dingen, sein Glaube, sein Verhalten zum Nebenmenschen.

Wir haben uns ein Bild entworfen vom richtigen Leben, das heißt vom verantwortlichen, getreuen und gerichteten Leben, das einer Idee dient, und dieses suchen wir bei uns zu verwirklichen: wir versuchen einfach unser persönliches, wie unser Gemeinschaftsleben in dem von uns geforderten Sinne zu gestalten, aufzubauen.

Wir dürfen uns nun aber nicht mit einem schönen, ruhigen Leben begnügen, das seinen Sinn in sich selbst findet, wir müssen vielmehr, offen für das Geschehen um uns, dessen Neubau uns aufliegt, soviel wie möglich von unserem Wollen zu verwirklichen suchen. Erst so nennen wir es richtiges Leben.

Wir müssen wissen, wie die Umwelt aussieht, wie schlimm es um die Menschen bestellt ist, wir müssen merken, wie schwer es ist, etwas zu erreichen und damit rechnen, daß ein Maximum an Arbeit ein Minimum an Erfolg zeitigt (wenn es anders ist, um so schöner). So sind wir vor der Gefahr geschützt, beruhigte Menschen zu werden, die sich damit zufrieden geben, schön und geordnet zu leben.

### 2. Wer?

Die Gruppe ist unser bündischer Bezirk; hier können wir zeigen, ob wir ernst machen wollen mit dem, was von uns gefordert wird. Hier müssen wir uns mit aller Kraft einsetzen, daß Gemeinschaft wird. Die werdende Gemeinschaft, die sich um einen gemeinsamen Grundgehalt bemüht, soll Voraussetzung sein. Ich glaube: nur der so durch die Gruppe gesicherte und sichere Mittlere darf an Außenarbeit herangehen, weil nur er seiner selbst sicher ist und nicht ziellos umhertreibt, weil nur er in der Lage ist, an Menschen der Umwelt richtig heranzugehen. Dieser Mittlere ist davor geschützt, umzufallen, zu versagen oder zu erliegen, schließlich in einer aktivistisch betriebenen „Außenarbeit“ unterzugehen, sie herrschend werden zu lassen. Dieser Mittlere aber muß Arbeit leisten, denn er kann es.

Der Mittlere ohne Gruppe, der in einer weiter gespannten Gemeinschaft steht oder einem einzelnen Aelteren verbunden ist, wird vorsichtiger sein müssen. Er muß den Kontakt bewahren, er muß sich immer wieder prüfen, ob er Kräfte verausgaben darf. Wie weit das für den Einzelnen gilt, hängt sehr von seiner Veranlagung und Einsatzfähigkeit ab.

Sicher aber muß er sehr stark im Bündischen verwurzelt sein, wenn er sich nach außen wenden will.

Der alleinstehende Mittlere, der eine Gruppe führt, tut, glaube ich, genügend Arbeit, wenn er sich ganz der Gruppe widmet.

Das ist alles für Menschen gesagt, die sich nicht aus falschem „Selbstbewußtsein“ isoliert haben oder aus Herrschsucht führen oder führen möchten, oder eine „Ideologie“ mit sich herumtragen, ohne sie sich zu eigen gemacht zu haben. Das ist die erste Voraussetzung für Außenarbeit.

Man sieht, wir kommen zu einer weiteren Frage: Wie soll Außenarbeit getan werden?

### 3. Wie?

Die zweite Voraussetzung liegt bereits im Bereich des Wie. Es ist die unbedingte Forderung nach sachlich-wissensmäßiger Vorbildung; d. h. keiner soll Außenarbeit leisten ohne gründliche Kenntnisse auf dem betreffenden Gebiet, Kenntnisse, die zeitig zu erwerben sind, und deren fruchtbarer Ausbau durch die Praxis erfolgt. Nicht aber soll man meinen, daß einem die Praxis schon alles Wichtige und Wissenswerte beibringen werde. Die sachliche Grundlage soll ermöglichen, eine Rolle in dem Gremium zu spie-

len, in dem man Arbeit leisten will; denn so kann man mehr erreichen als als untergeordnetes Glied. Aber nur so soll die Bemühung um eine wichtige Stellung aussehen, nur um der Sache willen soll sie erreicht werden, nicht, um sich selbst zu steigern.

Auf die Art, die Menschen anzufassen, zu erfassen, kommt nun sehr viel an. Wir müssen deutlich zeigen, daß es uns wichtig ist zu erfahren, wie es um sie steht, und wir auf Grund dieses Wissens ihnen helfen wollen. (So etwa bei Proletariern.) Oder wir müssen ihnen die Unzulänglichkeit ihres Lebens aufzuweisen versuchen. (So bei Angestellten.)

Es kommt wesentlich darauf an, daß man von seiner bündisch gesicherten Position aus den Menschen in einer Art gegenüberzutreten versucht, wie man sie heute ja nicht mehr zwischen Menschen anzutreffen pflegt: daß wir uns allem, was er uns sagt, offen gegenüberstellen, uns so seine Lage zu vergegenwärtigen suchen und ihm von da aus helfen oder antworten; was wir sagen, hat nur ihn, den Menschen selbst, zum Zweck. Wir wollen nicht mit ihm „diskutieren“, wir können uns mit ihm nur auseinandersetzen.

Noch einmal: Vom Bündischen her soll die Arbeit geleistet werden; es gibt für uns kein „politisches“ Leben oder irgendwelche anderen „Leben“: es gibt für uns nur ein Leben.

Ueber das Wie im Sinne der Methode wird im letzten Teil einiges gesagt werden, aber auch da nur Allgemeines, weil diese Dinge von Fall zu Fall entschieden werden müssen. (Es muß eben für alle Außenarbeit eine gewisse allgemeine pädagogische Begabung vorausgesetzt werden.)

Der politische Mensch, der eine Idee propagiert, und sie ohne Rücksicht auf die Menschen, die sie annehmen sollen, durchzusetzen bemüht ist, — das ist der Typ, der von uns bekämpft werden muß. (Man lese den Aufsatz von Harry Timar: Zum politischen Menschen im 5. Mittleren-Rundbrief, ein Artikel, der allerdings in seiner Ueberspitzung scheitern läßt, als ob politische Arbeit für Mittlere überhaupt gefährlich sei. Das hindert aber nicht, daß dort manches Richtige gesagt ist.)

#### 4. Was?

Was kann der Mittlere nun eigentlich an Außenarbeit tun?

In der Schule kommt es sehr auf Initiativ-Arbeit an. Voraussetzung ist, daß man so gut steht, daß einem von dieser Seite nichts drohen kann. Man kann z.B. durch sein Vorbild zeigen, daß man seiner Ueberzeugung auch dem Lehrer gegenüber Ausdruck geben darf und soll, gerade wenn es um wichtige Dinge geht. Man kann auch vielleicht etwas im Unterricht ändern. Wichtiger ist schon, daß man versucht, gegen irgend etwas Sinnloses (Unterrichtsmethode, Institutionen) gemeinsam vorzugehen; es kommt dabei darauf an, die Solidarität zu sichern; man kann auf diese Weise mancherlei erreichen. Es wird auch möglich sein, sich mit Einzelnen fruchtbar zu befassen. Im Religionsunterricht kann man auf eine sinnvollere Arbeit hinwirken und gerade hier unsere Ideen entwickeln. Hier ist vor allem Einzelarbeit möglich und aussichtsvoller. Wichtig ist unter Umständen die Uebernahme geeigneter Referate (Wissen!)

Die Arbeit in Schülerbünden kann Sinn haben, wenn es sich nicht um Vereinigungen handelt, die infolge einer pseudoradikalen Haltung sich praktisch jede Erneuerungsmöglichkeit nehmen.

Der Versuch, an politisch entgegengesetzt denkende Jugendliche (meist verhetzte) heranzukommen, kann bei pädagogischer Begabung erfolgreich sein. Hier hängt auch viel vom Alter des Betreffenden ab. Oft werden auch Leute gesucht, die mit prolet. Jungens oder Mädels Schularbeiten machen sollen. Mädels können außerdem im Kinderheim oder auch im Waisenhaus etwas tun.

Sehr wichtig ist die Arbeit in der Politik. Sie kommt vor allem für die mittleren Jungen in Frage, die im Beruf stehen und sich (selbstverständlich) einer Gewerkschaft angeschlossen haben, sofern sie überhaupt für politische

der Welt, Deine Juden sagen: „Wir haben gesündigt und wollen es hinfort nicht mehr tun“, und du glaubst und verzeihst ihnen. So muß auch Meir ihnen glauben. Ihr aber, Jüdelein, wenn einer von euch nicht Ernst macht, wird er schon noch erfahren, was die Elle kostet.“ Und er begann Kol Nidre zu sagen.

#### Die Grundsätze:

Rabbi Mendel von Kozk sprach einmal zur Gemeinde: „Was begehre ich denn von euch! Drei Dinge nur: Aus sich nicht herauschielen, in den andern nicht hineinschielen und sich nicht meinen.“

#### „Dir“:

Erst saßen die Chassidim trinkend beisammen, als der Rabbi eintrat. Sein Blick schien ihnen nicht freundlich: „Mißfällt es euch, Rabbi“, fragten sie, „daß wir trinken? Heißt es doch, wenn Chassidim beim Trank zusammensitzen, sei es, als lernten sie in der Tora.“ „Es gibt in der Tora“, sagte der Riziner, „manch ein Wort, das einmal heilig, ein andermal unheilig ist. So steht geschrieben: Und der Herr sprach zu Mose: Haue dir zwei Tafeln von Stein, aber auch: Nicht mache dir gehauenes Werk.“ Woran liegt das wohl, daß dasselbe Wort dort heilig und hier unheilig ist? Seht, das liegt daran, daß das Wort „Dir“ dort nachfolgt, hier vorangeht. So ist es mit allem Tun. Wo das „Dir“ nachfolgt, ist alles heilig, wo es vorangeht, ist alles unheilig.“

#### Wie der Sassower die Liebe lernte:

Rabbi Mosche Leib erzählte:

Wie man die Menschen lieben soll, habe ich von einem Bauern gelernt. Der saß mit anderen Bauern in der Schenke und trank. Lange schwieg er wie die andern alle, als aber sein Herz vom Wein bewegt war, sprach er seinen Nachbarn an: „Sag du, liebst du mich, oder liebst du mich nicht?“ Jener antwortete: „Ich liebe dich sehr.“ Aber er sprach wieder: „Du sagst, ich liebe dich, und weißt doch nicht was mir fehlt. Liebstest du mich in Wahrheit, du würdest es wissen.“ Der andere vermochte kein Wort zu erwidern, und auch der Bauer, der gefragt hatte, schwieg wieder wie vorher. Ich aber verstand: Das ist die Liebe zu den Menschen, ihr Bedürfnis zu spüren, und ihr Leid zu tragen.

#### Das Wichtigste:

Bald nach dem Tode Rabbi Mosches von Kobryn wurde einer seiner Schüler von dem „alten Kotzker“, Rabbi Mendel, gefragt: „Was war für euren Lehrer das Wichtigste?“ Er besann sich, dann gab er die Antwort: „Womit er sich grade abgab.“

#### Rechtes Leid und rechte Freude.

Befragt, welches der rechte Weg sei, der des Leidens oder der Freude, sagte der Berditschewer: Es gibt zweierlei Leid und zweierlei Freude. Wenn einer sich über das Unglück, das ihn betraf, vergrämt, in seinen Winkel hockt und an der Hilfe verzweifelt, das ist das widrige Trübsal, von der es heißt: „Die Schechina wohnt nicht am Ort der Schwermut.“ Das andere ist der redliche Kummer des Menschen, der weiß, wessen ihn ermangelt. So auch die Freude. Wem am Wesen fehlt, und er verspürt es in seiner leeren Lust nicht und sorgt nicht, es zu füllen, der ist ein Tor. Der wahrhaft Freudige aber ist wie einer, dem das Haus verbrannte und der seine Not in der Seele erlitt, dann aber begann er ein neues zu bauen, und über jeden Stein, der gelegt wird, freut sich sein Herz.

#### Wie den Sassower ein Dieb belehrte.

Der Sassower reiste einmal im Land umher, um Geld zum Freikauf Schuldgefangener zu sammeln, aber es gelang ihm nicht, den nötigen Betrag zu erhalten. Da reute es ihn, so viel Zeit der Lehre und dem Gebet umsonst entzogen zu haben, und er nahm sich vor, fortan zu Hause zu bleiben. Am



selben Tage erfuhr er, daß ein Jude, der ein Kleid gestohlen hatte, bei der Tat betroffen und nach reichlicher Prügelstrafe in Gewahrsam genommen worden war. Er verwandte sich beim Richter für den Eingekerkerten und erwirkte dessen Freilassung. Als er ihn aus dem Gefängnis holte, ermahnte ihn der Zaddik: „Denk an die Schläge, die du erlitten hast, und hüte dich, dergleichen wieder zu begehen.“ „Warum denn nicht?“ sagte der Dieb, „was einmal nicht geriet, kann das nächste Mal geraten.“ „Wenn dem so ist,“ sprach der Sassower zu sich, „so muß auch ich das Meine wieder und wieder versuchen.“

### Mitteilungen.

Der einleitende Aufsatz soll auf die Fragen, die in diesem Rundbrief aufgeworfen sind, im Zusammenhang hinweisen. Da er die Fragen einzeln nicht ausführt (dies ist ja den besonderen Aufsätzen vorbehalten), wird er Euch wohl erst voll verständlich sein können, wenn ihr die anderen Aufsätze kennt. — Ich hoffe, daß ihr zu diesem Rundbrief viel zu schreiben haben werdet. Die Aussprache über alle hier berührten Fragen wird in den nächsten Rundbriefen, die wieder A. J. macht, weitergehen. Wieweit sie Mittelpunkt künftiger Rundbriefe werden kann, wird an Euch liegen. — Dieser M.-R. ist eingeschoben. Der nächste schon vorbereitete Mittlerenrundbrief geht über Zionismus. Falls Ihr schon in diesem zu dem vorliegenden M.-R. Stellung nehmen wollt, so tut dies bis zum 15. 3. und wendet Euch zwecks etwaiger Verlängerung der Frist an A. J. Im allgemeinen wird aber die Aussprache wohl erst im übernächsten M.-R. beginnen, weil die Zeit sonst zu kurz ist.

Max-Otto.

# 7. MITTLEREN-RUNDBRIEF

„KAMERADEN“, DEUTSCH-JÜD. WANDERBUND

April 1931

## Zionismus

### Inhaltsangabe:

- |   |                                 |
|---|---------------------------------|
| 1. Theodor Herzl                        | 6. Zur Araberfrage              |
| 2. Achad Haam                           | 7. Vom J. J. W. B.              |
| 3. Judentum und jüdischer Nationalismus | 8. Buchbesprechungen            |
| 4. Erziehung in Palästina               | 9. Mitteilungen                 |
| 5. Engländer, Araber, Juden             | 10. Zum 5. Mi-Ru. „Politik“     |
|   | 11. Redaktionelle Nachbemerkung |

### Theodor Herzl.

Von Harry Frank, Berlin.

Von den Vorkämpfern des Zionismus nimmt Theodor Herzl eine bedeutende Stellung ein. Ihm ist es in erster Linie zuzuschreiben, wenn der Zionismus aus einer vagen Idee zu einer Bewegung wurde. Es gibt kaum einen Zionisten, der nicht Herzls Bild bei sich zu hängen hätte. — Er wurde 1860 in Budapest geboren, studierte in Wien Jura, bekam 1891 als Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse“ eine Anstellung in Paris, wo er sein berühmtes Programmwerk, den „Judenstaat“, verfaßte. 1904 starb er, gefeierter Führer der Zionisten.

Der Dreyfuß-Prozeß war es, der ihm, dem vollständig assimilierten Westjuden, seine Beziehung zum Judentum aufzeigte, das jüdische Nationalgefühl in ihm wachrief, ihn dazu brachte, sich mit dem zionistischen Gedanken zu beschäftigen. Sein Ziel wurde, um die Formulierung des Baseler Programms zu gebrauchen: die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte aller Juden in Palästina. Herzl hält die Judenfrage weder für eine religiöse noch soziale, sondern für eine rein nationale, eine politische Weltfrage, die von den Kulturvölkern geregelt werden müsse. Unter Nation versteht er eine historische Menschengruppe von erkennbarer Zusammengehörigkeit, wie sie z. B. bei den Juden durch das gemeinsame Abgestoßenwerden durch die Umwelt, durch den Antisemitismus, erwiesen werde. „Wir sind ein Volk, der Feind macht uns ohne unseren Willen dazu.“ Im Gegensatz zu Achad Haam sieht er eine Lösung der Judenfrage nur in der Wiedervereinigung aller Juden in einem Lande, Palästina. Die bisherigen anderweitigen Versuche, zur Erhaltung des Volklichen, spezifisch Jüdischen in der Galuth seien sämtlich gescheitert, z. B. die Umschichtung der Juden in landwirtschaftliche Berufe; ja, sie ließen den Antisemitismus noch in stärkerem Maße anwachsen. Im Ghetto hatten sich die Juden zu einem Mittelstandsvolk entwickelt. Als nun die Kulturvölker, die Unmenschlichkeit der Ausnahmegesetze einsehend, sie freiließen, kamen sie als Konkurrenz für den Mittelstand heraus; eine Blüte des Antisemitismus war die

Folge. Die Gleichberechtigung konnte man jedoch nicht gut wieder aufheben, nicht nur, weil das gegen das moderne Bewußtsein der Kulturvölker verstoßen hätte, sondern um auch zu verhindern, daß alle Juden zu den Revolutionsparteien überliefen.

An eine Lösung der Judenfrage durch Assimilation, d. h. Aufgehen des Judentums in der Umwelt, durch Mischehen, Ausschaltung der jüdischen Gesetze und Gebräuche, Taufen usw., glaubt Herzl auch nicht: entweder würden wir Mischehen eingehen, bevor noch die Welt für uns empfangsbereit ist, und durch die Verschärfung der Gefühle gegen unseren Eintritt in nichtjüdische Kreise nur Unheil heraufbeschwören; oder wir würden es tun, wenn die Welt bereit ist, uns zu empfangen; dann würde aber keine Veranlassung mehr dazu vorhanden sein, denn es würde damit ein Volk vernichtet werden, das das Recht hat, als besondere Nation zu existieren.

Im „Judenstaat“ schreibt Herzl ausführlich über die ganzen Fragen sowie darüber, wie er sich Aufbau und Organisation dachte. In der Landfrage (Palästina oder irgend ein anderes Land, vielleicht Argentinien) entschied er sich für „die unvergängliche historische Heimat“. Dort würden die Juden mit Enthusiasmus und Liebe zu ihrem eigenen Lande arbeiten, während sie sich sonst bei Fehlschlägen an die Verwaltung wenden und kein eigenes Interesse an der Kolonisation zeigen würden. Ferner behandelt er viele finanzielle und politische Fragen; der Siebenstundentag soll eingeführt werden, als Verfassung eine demokratische Monarchie oder aristokratische Republik gegeben sein. Ueber die Sprache sagt Herzl nur, daß die dem allgemeinen Verkehr nützende Sprache sich zwanglos als Hauptsprache einsetzen würde. Die Araberfrage erwähnt er gar nicht.

Aus der Stellung Herzls zur Sprache vor allem glaube ich zu fühlen, daß man trotz der großen Intensität, mit der sich Herzl an die zionistische Sache gab, trotz der Stärkung, die sicherlich das gesamte Judentum des 20. Jahrhunderts durch ihn erfuhr, Herzl für einen irgendwie an der Oberfläche haften gebliebenen Menschen bezeichnen muß, der zwar bewußt und mit allen Kräften für seine Idee focht, jedoch zum eigentlich Jüdischen, dem Inhaltlichen, Wertvollen nichts sagte, weswegen es überhaupt sinnvoll sein soll, einen Judenstaat zu erstreben.

## Achad Haam.

Von Paul Freudenthal (AI), Berlin.

Achad Haams Leben (bei Kiew geboren, Eltern Chassidim, Beschäftigung mit westlicher Philosophie, Angestellter bei Wissotzky-Tee in London, gestorben 1927 in Tel-Awiv) und seine Lehren mag man anderweit nachlesen. Hier nur ein paar Punkte.

Einmal seine Stellung zur Frage der Assimilation. — Durch Abkunft und Leben zutiefst verbunden mit dem Judentum, ist ihm dessen Wert und damit Recht auf Fortbestand nie zweifelhaft. Ja, er fühlt sogar einen wirklichen nationalen Lebenswillen. Wie soll aber eine Existenz der Juden auf die Dauer möglich sein, zerstreut über die ganze Erde, in der ständig wachsenden Gefahr, von den „Wirtsvölkern“ aufgesogen zu werden? Palästina böte vielleicht eine ideale Lösung, faßt aber nicht alle Juden, jedenfalls unter den gegebenen Umständen. Man ist also auf die Galuth angewiesen, muß hier weiterexistieren, „nationale Minderheit“, ohne jedoch wieder in Ghettozustände zurückzufallen. Denn Achad Haam ist viel zu sehr in den europäischen Geist eingedrungen, um hiervon irgendetwas aufgeben zu wollen. Ist das aber irgendwie möglich, ohne sich selbst aufzugeben, ohne aufzugehen in der Umgebung, Assimilation im üblichen Sinne, „Nachahmung in der Form der Selbstentäußerung“, wie er es nennt? Ja, sagt Achad Haam; es gibt etwas anderes: „Nachahmung unter Wettbewerb“, das ist: unter Bewußtbleiben und Beibehalten des Eigenen Aufnahme und Vergleichen des Anderen.

Der Gedanke ist nicht so abstrakt und hölzern, wie es die — noch dazu aus dem Hebräischen übersetzten — Ausdrücke wiedergeben. Man denke an das Bücherlesen. Wer hätte nicht schon einmal ein Buch verschlungen, das ihn ganz und gar aufsaugte, dem er sich vorbehaltlos anschloß, — bis er vielleicht nach Lektüre eines andern sich der Meinung dieses Verfassers ebenso voll anschloß? Das ist „Nachahmung unter Selbstentäußerung“, ein wichtiges Stadium beim Jüngeren. Ein Aelterer soll sich das aber nicht leisten, wenn er nicht haltlos sein will, wenn er ein „Eigenes“ zu verlieren hat. Hier kann er nur voll aufnehmen, was ihm gemäß ist. Neues, Fremdes wird seinen Blick erweitern, er wird sich damit auseinandersetzen: „Nachahmung unter Wettbewerb“. Ein solcher fruchtbarer Prozeß setzt natürlich voraus, daß der Nachahmende sich seiner Eigenart bewußt ist, in ihr ruht, nötigenfalls sie stärkt; denn wie könnte sonst ein „Wettbewerb“ sein? Und diese Erkenntnis bezieht Achad Haam auf die „Assimilation“ des jüdischen Volkes. Die Gefahr liegt in der Nachahmungssucht der Juden, ihr Emporblicken zu der anderen Kultur, ihre Anbiederungsversuche. Positiv ist nötig Stärkung des jüdischen Gefühls und Bewußtseins. Dabei erhebt sich eine andere Gefahr, die der Zersplitterung, daß sich viele Judentümer bilden statt des einen. Dies zu vermeiden, arbeitet Achad Haam für eine „Wiederbelebung der Herzen“, die sich richten sollen auf ein gemeinsames Zentrum. Und hier liegt für ihn die Hauptbedeutung Palästinas, von dem als Zentrum aus nach allen Weiten Anregung und Stärkung ausstrahlen soll. Das hat sich wohl nicht ganz so entwickelt; wir bleiben auf uns selbst angewiesen, bei unserem Weg zur Befestigung unseres Judeseins. Aber daß es sinnvoll, daß es möglich ist, das zeigt uns Achad Haam.

Noch etwas über seine Stellung im Zionismus. — Jede Bewegung kann nur groß werden, wenn ihr Ziel in den Herzen derer, die sie tragen sollen, verankert ist; sonst kommt es nur zu einem leeren Organisieren. Was vermag z. B. eine Lösung der „Juden-“ ohne eine solche der „Judentumsfrage“? Deshalb verlangt Achad Haam vor allem eine geistige Konzentration, als Bewußtwerden des Eigenen — im oben gezeigten Sinne. Und das nicht nur im Kampf gegen die Assimilation, sondern auch positiv für den Aufbau Palästinas wie der sonstigen zionistischen Bewegung. Die Juden sind noch nicht reif für einen wertvollen Nationalismus, nach der langen „individuellen“ Zeit seit der biblischen nationalen Gemeinschaft. Jetzt gilt es vor allem erst eine geistige Vorbereitung, sonst ist eine Kolonisation zur Sinnlosigkeit verdammt. Wenn man im Zionismus nur ein Allheilmittel gegen den Antisemitismus sucht, dann darf man über Enttäuschungen nicht erstaunt sein; die Kolonisation kann einfach für solche Anforderungen nicht schnell genug vorwärts gehen. Es gilt eben vor allem, einen geistigen Halt zu schaffen. Achad Haam vertritt hierbei den Gedanken der Evolution: intensive Vorbereitung ist alles. Wenn es soweit ist, wird sich die Verwirklichung wie von selbst anschließen, als eine reife Frucht, die vom Baume fällt, wenn ihre Zeit erfüllt ist. Damit soll keine Tatenlosigkeit verteidigt werden — Achad Haam kümmerte sich um die Einzelfragen des Aufbaus wie nur einer —, aber über diplomatischem Getue soll nicht die Hauptsache vergessen werden, Sinn, Ziel und Wert des Ganzen. Man muß — das ist die notwendigste und zugleich schwierigste Arbeit — das Gewollte verbreiten, daß es in die Menschen eingeht, daß sie es tragen. Wenn man es allein darauf abstellt, durch äußere Mittel sofort einen Zustand zu erreichen, der, unvorbereitet, unreif, notwendig sinnlos sein muß, so ist ein schiefes Tun und ein Mißerfolg unvermeidbar, eine richtige Sisyphusarbeit: „Lo se haderech!“, Nicht dies ist der Weg! Mit der Verwirklichung des eigentlich Gemeinten, ist nicht zu warten, bis irgendwelche utopischen Gegebenheiten erfüllt sind, die vielleicht nie erreicht werden; sondern gleich jetzt heißt es einzusetzen, wenn man wirklich etwas schaffen will; sei es im Sinne des Zionismus, des Kommunismus oder wessen sonst. —

## Judentum und jüdischer Nationalismus.

Von Achim Goldmann (Jogo), Leipzig.

Das ausgehende 18. und das beginnende 19. Jahrhundert brachten den gewaltigen Aufschwung der Naturwissenschaften und des reinen Denkens. Die Religionen — eine weite Ueberschreitung ihrer eigentlichen Grenzen — versuchten, diese Entwicklung zu hemmen, warfen sich zum Herrn über Denken und Wissenschaft auf, verfolgten mit Scheiterhaufen und Bann die freien Gedanken. Sie konnten aber den geistigen Fortschritt nicht mehr aufhalten, ja, die Wissenschaft verdrängte die Religion nicht nur von der angemachten Position, sondern beging ihrerseits, sozusagen im Siegerübermut, den gleichen Fehler: sie machte sich, sie machte die Vernunft zum Herrn über Glauben und Sittlichkeit. So stand das 19. Jahrhundert unter dem Banne der Anschauung, daß die Religion wissenschaftsfeindlich, abergläubisch, volksverdummend sei. Unter diesem, freilich von der Kirche mitverschuldeten Vorurteil litt auch das Judentum sehr stark; es litt sogar doppelt. Denn es kam die Emanzipation, die Erkämpfung der Gleichberechtigung hinzu; und in der ersten Zeit stürzten sich die Befreiten zu Scharen in die weit geöffneten Arme eines modernisierten Christentums, das sie aufnahm. Wenn von einem Untergang des deutschen Judentums keine Rede sein konnte, so deshalb, weil vom Osten her eine Zuwanderung bestand, die auffrischend wirkte. Aber der Abfall war da, äußerlich und innerlich. Dies drückt sich nicht nur in den Taufen und Mischehen aus, sondern in der Gleichgültigkeit gegen alles Jüdische, mochte es die Wissenschaft vom Judentum oder die jüdische Erziehung des jungen Geschlechtes sein. Abgesehen vielleicht von überzeugten Liberalen und Orthodoxen bestand also die Gefahr, daß die deutsche Judenheit dem Judentum verlorenging, wenn nicht von außen her etwas geschehen, wenn nicht das Wesen des Antisemitismus sich geändert hätte. War der Antisemitismus des Mittelalters bis zur Emanzipation religiöser Art, so wurde er jetzt zum Rassenantisemitismus, der sogar getaufte Juden verfolgte, weil er sie an typischen Merkmalen zu erkennen glaubte. Und teils weil die Taufe keine Flucht aus dem Judenhase darstellte, teils weil sich in den Seelen der Angegriffenen ein edler Trotz regte, empfand man ein Gemeinschaftsgefühl, das das neue Bekenntnis des Judentums wurde. Man begann sich mit dem Judentum zu beschäftigen; es begann eine allgemeine Rückkehr zum Judentum.

Aber hier zeigten sich jetzt Schwierigkeiten. Judentum war Religion und Glauben. Mochte man sich über den gesetzlichen Teil hinwegsetzen, es blieb der Glaube an Gott, an eine Offenbarung, an Sünde, Gerechtigkeit, an die messianische Zeit. Dies erforderte aber auch religiöses Leben, Verwirklichung; Gotteshaus und Gottesdienst. Das wollte und konnte aber eine Jugend nicht, die im Geiste des wissenschaftlichen Zeitalters herangewachsen war. Sie hatte also kein Judentum mehr, zu dem sie hätte zurückkehren können, und so schuf sie unter dem Einfluß von Zeitströmungen etwas Neues: sie nahm den allgemeinen Nationalismus auf und machte ihn zum Urgrund ihres Judeseins. Der moderne jüdische Nationalismus wurde geschaffen von einem ehrlichen begeisterten jüdischen Willen, dem aber religiöse Werte mangelten; er wurde die Zuflucht derer, die zu vornehm waren, das schwache Judentum zu verlassen, denen jedoch ein religiöses Judentum nichts gab.

Warum nahm nun das neue Judentum gerade eine nationale Gestalt an? Hier wirkte das Prinzip der Anpassung. Die nationaljüdische Bewegung ist im Grunde das hervorragendste Beispiel einer tiefgehenden Assimilation, die sich nicht nur auf die Form, sondern auch auf den Geist erstreckt. Der Nationalismus war gerade in Deutschland allmächtig. Gedanklich ein Kind der Hegelschen Philosophie, politisch eine Folge der gewaltigen Erstarkung des sich einigenden Deutschlands, stützte er sich auf den Begriff der Rein-

rassigkeit, schloß so die Juden aus und wies diese auf den gleichen Weg. Sie ließen sich von ihm, mit dem die Judenfeindschaft stand und fiel, die Gesetze ihres Handelns vorschreiben.

Wenn man nachweist, daß der jüdische Nationalismus kein Teil des historischen Judentums ist, sondern daß die Ursachen seiner Entstehung aus den historischen Gegebenheiten des 19. Jahrhunderts sich ergeben, so soll das kein Urteil über seine Zukunft bedeuten. Alles muß einmal werden; und aus dem Ineinanderfließen alter Motive und Triebe kann ebenso etwas neues Eigenes werden wie die chemische Verbindung es ist, die oft von den Eigenschaften ihrer Grundstoffe nichts mehr verrät. — Welcher Erfolg und welches Schicksal dem jüdischen Nationalismus beschieden sein wird, weiß ich nicht; ich möchte nur feststellen, daß er etwas Neuartiges ist, daß er mit dem historischen Judentum nur den Namen, nicht den Ursprung gemein hat; und daß er auch nicht dazu bestimmt ist, das historische Judentum abzulösen, fortzusetzen, da dieses lebt und sein Ziel, die Verwirklichung der messianischen Idee, noch lange nicht erfüllt hat.

## Erziehung in Palästina.

Von Rose Ballin, Berlin.

Die Frage der Erziehung nimmt man in Palästina sehr wichtig, hängt doch im Grunde alles von der kommenden Generation ab. Die Frage ist besonders schwierig wegen der anormalen Voraussetzungen, z. B. der Notwendigkeit für die Erzieher, die Sprache des Landes selbst erst zu erlernen, dann auch, Kinder aus ganz verschiedenen Nationen gemeinsam zu erziehen. Wie in der Kwuzah alle Fragen Gemeinschaftsfragen sind, wird auch die Erziehungsfrage gemeinschaftlich gelöst. Die verheirateten Chawerim und Chaweroth erziehen ihre Kinder nicht selbst, sondern alle Kinder einer Kwuzah leben als Gemeinschaft für sich mit einem oder mehreren Lehrern zusammen. Man merkt, wie fruchtbar das für die Erziehung sein kann. Alles, was die Schulreform bei uns in Deutschland fordert: kameradschaftliches Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern, kein falsches Autoritätsprinzip, Arbeitsunterricht, d. h. fruchtbares und eigenes Arbeiten der Schüler, Werkunterricht, d. h. Umstellung auch auf Handarbeit, nicht mehr allen Wert in der geistigen Arbeit zu sehen, Gemeinschaftserziehung und Selbstverwaltung — all diese Dinge brauchen drüben nicht gefordert zu werden, sondern ergeben sich als Selbstverständlichkeit aus den Umständen. Wenn der Lehrer mit den Schülern zusammen wohnt und lebt, kann falsche Autorität auf die Dauer nicht gewahrt bleiben; es wird die natürliche Autorität dem erfahrenen älteren Freund, dem Führer gegenüber herrschen, nichts Falsches, Unechtes. Man sitzt nicht im Zimmer und lernt, wie die Getreidearten heißen und wann man sät, sondern man arbeitet zusammen draußen, spricht dann über die Arbeit und lernt so Hebräisch, Rechnen, Naturkunde, Heimatkunde usw. Und man hat nicht an den rein geistig aufgebauten Stundenplan ein- oder zweimal in der Woche Werkunterricht angehängt, in dem man Geschenke für Eltern und Tanten macht, die im Grunde niemandem nützen, sondern man arbeitet die Dinge, die für das eigene Leben notwendig sind; man macht Bänke, repariert Tische usw. Und man arbeitet nicht aus Zwang, weil es der Lehrer sagt, und dadurch unlustig und unselbständig, sondern weil es sich aus dem gesamten Leben als Selbstverständlichkeit ergibt. Jeder, auch schon das jüngste Kind, fühlt sich als Glied der Kwuzah und damit in seinem Leben verantwortlich für alles, was in ihr geschieht. Und tut alles, um selbst fruchtbares und weiterbringendes Glied der Gemeinschaft zu werden. Und wie die Kinder es von den Eltern sehen, organisieren sie ihre Gemeinschaft auch. Sie verteilen Aemter, haben Aussprachen untereinander — anders wie die Schulgemeinden in unseren Stadtschulen. Hier

handelt es sich um brennende Fragen, die sich aus dem Leben der Gemeinschaft wirklich ergeben. So gibt es reine Kindersiedlungen ohne Erwachsene — bis auf die Lehrer — in Ben Schemen und Beth Alfa, und in jeder größeren Kwuzah gibt es Kindergemeinschaften. In den Städten liegt die Erziehungsfrage natürlich anders, aber auch hier bemüht man sich in ganz besonderer Art und mit stärkster Intensität, sie richtig zu lösen. Arbeit und Gemeinschaft erfüllen das Leben von Erwachsenen und Kindern.

## Engländer, Araber, Juden.

Von Max Hanns Kohn, z. Zt. München.

Ueber politische Tagesfragen ist bekanntlich eine einigermaßen objektive Information unmöglich. Denn wir erhalten unsere Kenntnisse hauptsächlich durch die Presse, und diese ist immer in irgendwelcher Hinsicht beeinflusst. So ist es auch mit den Vorgängen in Palästina. Hier ist es so, daß die Presse, aus der wir hauptsächlich darüber hören, die jüdischen (zionistischen) Interessen wahrnimmt, und so kommt es, daß man leicht, durch diese Art der Berichterstattung sehr einseitig unterrichtet, ein recht schiefes Bild der Zusammenhänge bekommt. Ich will deshalb versuchen aufzuzeichnen, wie sich mir, der ich mich von den Einflüssen der jüdischen Presse freigemacht zu haben glaube, die Situation in Palästina darstellt.

In der Balfour-Deklaration übernahmen die Engländer das Mandat über Palästina und erklärten sich dazu bereit, den Juden dort die Errichtung einer nationalen Heimstätte zu gestatten und ihnen dabei sogar behilflich zu sein. Es fragt sich nun, warum die Engländer den Juden gegenüber soviel Edelmut zeigten. Wollten sie die Errichtung der nationalen Heimstätte aus lauter Begeisterung für den Zionismus? Ich meine, daß man den Engländern unrecht täte, wollte man das behaupten. Vielmehr glaube ich, sie unterstützten das jüdische Palästinawerk nur deshalb, um einen Vorwand zu haben, das Land zu verwalten. Denn Palästina ist geographisch äußerst günstig gelegen, und wer ein Gebiet fest in der Hand hat, kann es gegebenenfalls leicht militärisch besetzen. Palästina liegt am Roten Meer, es bildet zusammen mit Aegypten eine hervorragende Stütze des Suezkanals. Es grenzt an das unter französischer Verwaltung stehende Syrien, und von ihm aus kann man sogar den Land- sowie den Seeweg nach Arabien einigermaßen beherrschen. England konnte also Palästina zur Erhaltung und Festigung seines Kolonialreiches gebrauchen und unterstützte deshalb die jüdische Nationalbewegung. Die Zionisten wurden nun als Stoßtrupp des englischen Imperialismus, als Vorwand, vorgeschickt. Gewiß, ich setze keinerlei Zweifel in die ideale Gesinnung vieler, ja der meisten Zionisten, vor allem derer, die aus der Jugendbewegung kommen. Aber ändert dies etwas an der Tatsache, daß sie von den Engländern dazu benutzt werden, diesen den Weg für ihre imperialistischen Machtinteressen zu ebnen? Und so komme ich zu dem Ergebnis: Jeder, der die Palästinakolonisation, sei es durch eigene Tätigkeit, sei es durch Geld, unterstützt, arbeitet für die Ausbreitung der Weltmacht England und (wie im nächsten Abschnitt dargelegt wird) für die Unterdrückung der im Lande wohnenden Araber. Das jüdische Hilfswerk für den Palästina-„Aufbau“, die Jewish Agency, bedeutet also tatsächlich nichts anderes als, wie es die „Rote Fahne“ einmal etwas überspitzt ausgedrückt hat, „jüdisches Geld für englische Maschinen-gewehre“.

Nun sagen die Zionisten und ihre Freunde, es sei ihnen gleichgültig, welche Zwecke die Engländer in Palästina verfolgten, entscheidend sei nur, daß sie, die Zionisten, dort kolonisieren und ein jüdisches Nationalheim schaffen könnten. Dabei müssen wir uns aber überlegen, daß jede Kolonisation auf der Ausbeutung der Eingeborenen-Bevölkerung beruht. Und die meisten

Zionisten wissen das auch und anerkennen es. Aber, sagen sie, (und dasselbe schreiben fast alle jüdischen Zeitungen, ob zionistisch oder nicht, kritiklos nach!), in Palästina sei es anders. Dürfen wir das glauben? Ich denke, nein. Man erinnere sich bloß daran, wie deutsche Schulbücher und nationalistische Zeitungen schreiben, wo die Engländer und Franzosen kolonisierten, da seien sie grausam und streng gegen die Eingeborenen, aber die Deutschen hätten in ihren Kolonien nur segensreich gewirkt und würden überall von der Bevölkerung verehrt und wieder herbeigesehnt. Schauen wir uns aber einmal zuverlässige Daten und Zahlen an, dann sehen wir, wie die Deutschen den Aufstand der „rebellischen“ Hereros niedergeschlagen und dabei Frauen und Kinder nicht geschont haben oder wie in Togo während der Zeit der deutschen Kolonisation die Bevölkerungszahl auf weniger als die Hälfte sank. Und warum soll uns die jüdische Presse glaubhafter erscheinen als die deutsche? Aber wir können sogar hier einigen Hauptwänden der Zionisten begegnen. Es sei ihnen ohne weiteres zugestanden, daß solche Gewaltmaßnahmen wie die eben erwähnten Beispiele bei ihnen nicht vorkommen. Aber eine Ausbeutung braucht ja gar nicht mit physischer Gewalt von statten zu gehen; es ist auch eine rein wirtschaftliche Ausbeutung möglich. Es wird immer darauf hingewiesen, daß die Juden kein Land in Palästina sich selbständig angeeignet, sondern alles gekauft hätten. Aber ist wirklich ein so großer Unterschied zwischen „Wegnehmen“ und „Kaufen“? Die Juden in Palästina, die unbegrenzte Geldmittel zur Verfügung haben, können damit leicht einen derartigen Druck auf die Araber ausüben, daß diese wohl oder übel verkaufen müssen: Durch die hohen Summen, die für das Land geboten werden, steigt dessen Preis, damit die Steuerlast, die Araber kann die Steuern nicht bezahlen und muß verkaufen. So bedeutet der Wohlstand, den die Juden ins Land bringen, für die Araber tatsächlich Verarmung. Und nicht viel besser ist's mit der Kultur, die die Juden mitbringen. So sind die Zionisten stolz darauf, den Eisenpflug in Palästina eingeführt zu haben, und fühlen sich als undankbar behandelte Wohltäter, wenn die Araber noch heute den alt herkömmlichen Holzpflug benutzen. Man fragt sich nun: Merken sie denn nicht, daß der arabische Bauer sich schon längst alle Errungenschaften westlicher Kultur angeeignet hätte, wenn ihm nicht die Mittel dazu fehlten? Aber diese werden ja, so gering sie schon waren, durch die jüdische Kolonisation noch ständig verkleinert.

Nach allem bisher Gesagten darf es nicht wundern, wenn in Palästina ebenso wie in allen Kolonialstaaten Asiens sich unter der unterdrückten Bevölkerung eine Bewegung gegen die fremden Ausbeuter bildete. Und man darf wohl sagen, daß die Sympathien jedes gerecht empfindenden und nicht politisch verhetzten Menschen auf Seiten dieser Bewegung stehen mußte.

Die Zionisten und ihre Freunde aber, die auf der anderen Seite stehen, begründen nun ihren Standpunkt mit höchst fragwürdigen Argumenten. Sie gehen dabei von einer Tatsache aus, die wir bisher ganz außer Acht gelassen haben, nämlich, daß es in Palästina nicht nur arabische Kleinbauern, sondern auch einen arabischen Großgrundbesitz gibt, und sehen in ihm den wahren Unterdrücker der arabischen Bauern. Die „großen Effendis“ hätten die Bauern nur gegen die Juden aufgehetzt, um sie vom Kampf gegen die wahren Ausbeuter abzulenken. Gegen diese Theorie sprechen aber die Tatsachen. Denn erstlich zeigt sich jedem Beobachter der arabischen nationalen Bewegung, daß diese eine einheitliche Bewegung des arabischen Volkes ist, daß die — allerdings vorhandenen — Gegensätze zwischen Großgrundbesitz und Kleinbauer völlig zurücktreten hinter den gemeinsamen Kampf gegen die europäischen Machthaber, gegen den englischen Imperialismus und seinen Verbündeten in Palästina, den Zionismus. Und zum zweiten darf man doch nicht vergessen, daß die nationale Bewegung der Araber sich nicht nur auf Palästina beschränkt und daß sie nicht allein steht, sondern im Zusammenhang mit den übrigen nationalen Bewegungen in Asien zu betrachten ist, und dann wird man sehen, wie lächerlich es ist, die paar

Großgrundbesitzer des kleinen Palästina für die Freiheitskämpfe in Indien und China verantwortlich machen zu wollen! Vielmehr sehen wir, daß sich die Araber wie die Inder völlig mit Recht ihrer Haut wehren, und jeder, der die gerechte Sache der Araber höher schätzt als die imperialistischen Machtinteressen Englands, muß auf Seiten dieser Bewegung — gegen den Zionismus — stehen.

Zum Problem wurde diese arabische Bewegung natürlich für die Engländer. Eine Zeitlang brachten sie es fertig, die Entscheidung hinauszuzögern, indem sie Streit um die Klagemauer oder um die Vollstreckung von Todesurteilen inszenierten und so die streitenden Parteien ablenkten. Aber jetzt, Ende 1929, war man an dem Punkte angelangt, wo man zum ersten Male nicht anders konnte als „zurückzuziehen“. Die arabische Nationalbewegung war so stark geworden, daß ihr die Regierung MacDonald wohl oder übel Konzessionen machen mußte, trotz Balfour-Deklaration und Völkerbund. Die jüdische Einwanderung ist von ihr gesperrt worden, die palästinensische Souveränität soll einem Parlament anvertraut werden, in dem die Juden hoffnungslose Minderheit gegenüber den Arabern sein werden. Die Mehrheit der Juden in der ganzen Welt ist entsetzt über diese treubruchige Politik des „perfiden Albion“. Ich glaube aber, daß die Schwenkung der Labour-Regierung lediglich zeigt, daß die arabische Nationalbewegung einen Erfolg errungen hat, indem England, dessen Stellung in Aegypten und Indien ohnehin stark erschüttert ist, nun Palästina liquidieren mußte und daß wir keinen Grund haben, gegen diese zwangsläufige Folge der bisherigen Politik Englands Stellung zu nehmen.

(Der Aufsatz wurde schon vor Veröffentlichung des jüngsten Schrittes in der Angelegenheit, des Briefes MacDonalds, verfaßt, so daß die dadurch geschaffene Lage nicht berücksichtigt werden konnte.)

### Zur Araberfrage.

Von Werner Bauer, Berlin.

Das ursprüngliche Ziel des Zionismus ist ein jüdischer Staat in Palästina. Schon die „öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte“ des Baseler Programms von 1897 ist eine vorsichtige Einschränkung; und heute muß wohl dem Zionismus sein eigentliches Ziel mehr ein unerreichbares Wunschbild als ein konkretes Ziel der Politik scheinen. Die Ursache hierzu ergibt sich in erster Linie aus dem Problem, das man unter dem Schlagwort „Araberfrage“ zusammenfaßt.

Das Land, das die Juden nach Besiegung durch die Römer verlassen mußten und in das sie der Zionismus nach dem zweitausendjährigen Exil wieder zurückführen will, ist in der Zwischenzeit nicht unbewohnt geblieben. Es wohnen dort nämlich zur Zeit, wenn man von den ca. 170 000 Juden absieht, die jetzt wieder in Palästina sind, ca. 700 000 Menschen, weitaus überwiegend mohammedanische Araber, die nun auch schon auf eine rund 1300 Jahre lange Geschichte in Palästina zurückblicken können und die keineswegs gesinnt sind, gutwillig das Land für die Juden zu räumen, noch auch nur, diese bereitwillig aufzunehmen. Sie fordern für sich Selbständigkeit, wie sie ihnen England gegen Kriegsende und auch der Völkerbund, in dessen Auftrag jetzt Palästina von England verwaltet wird, durch die Bezeichnung als A-Mandat zusagte, aber noch nicht verwirklicht hat. Außerdem stellen sie die Mehrheit der palästinensischen Bevölkerung dar, so daß schon aus diesem Grunde, gemäß der Forderung nach dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, ihnen die Macht zukommt. — Das Anwachsen der arabischen Selbständigkeitsbewegung ist auch nicht zuletzt darauf zurückzuführen, daß ihnen gegenüber England viel eher einmal seine Pflichten

vernachlässigt als den Juden gegenüber, zu deren Zulassung in Palästina es sich ja sozusagen verpflichtet hat. (Vgl. z. B. MacDonalds Interpretation des vorjährigen Weißbuchs.)

Besteht nun die Möglichkeit, daß Juden und Araber nebeneinander leben können? Während Palästinas Größe feststeht — (24 000 qkm) etwa wie Belgien — und wohl auch seine Benutzbarkeit für Siedlungszwecke, — etwa drei Viertel des Landes (18 000 qkm); davon ist z. Zt. nur ungefähr die Hälfte in Benutzung; Aecker, Weiden, Städte, Dörfer, Straßen usw. — ist seine Fassungskraft keinesfalls unbegrenzt, aber nicht rechnerisch zu ermitteln. Es gibt ja bekanntlich heute mehr Menschen auf der Erde, als dies früher jemand für möglich gehalten hätte, und dabei ist noch vielerorts Platz. Aber selbst, um nur die mutmaßliche Bevölkerungsdichte im Altertum wiederzuerreichen, sind noch 1—2 Millionen Menschen nötig. Daß heute so wenig Menschen dort wohnen, liegt an der jahrtausendelangen Mißwirtschaft, die große Strecken zu Wüsten und Sümpfen, zu gefährlichen Malariaherden werden ließ. Durch Wiedergewinnung dieser Gebiete besteht also die Möglichkeit, von der auch schon Gebrauch gemacht wird, Juden unterzubringen, gänzlich ohne jemandem Land wegzunehmen, wobei man sogar zugleich recht bedeutende Erfolge in der Bekämpfung der Malaria für sich buchen kann. Außerdem ist ein Vordringen in das Gebiet östlich des Jordan, wenn zwar auch noch nicht praktisch, so doch immerhin im Bereich des Denkbaren. Bewohnte Böden darf die Zionistische Organisation statutenmäßig nur erwerben, wenn sie die dort wohnenden Pächter anderweitig unterbringt. Zwei Drittel der arabischen Bevölkerung besteht nämlich aus Fellachen, die ihr Land von den arabischen Großgrundbesitzern, Effendis, zur Pacht haben. Daß diese Fellachen durch die Juden nicht „einfach von Haus und Hof vertrieben und dem Elend preisgegeben“ werden (so in dem unten von Franz Loewenstein empfohlenen Aufsatz aus dem „Roten Aufbau“), ist ganz sicher, ebenso wie jüdischerseits der Wunsch verständlich ist, möglichst zusammenhängende Gebiete zu erwerben.

Wichtiger, und schwieriger zu beseitigen, ist die Kluft, die zwischen Arabern und Juden sich daraus ergibt, daß hier begeisterte, geistig hochstehende, moderne Menschen einer Bevölkerung gegenüberstehen, von der die meisten Analphabeten sind, ohne geistige Interessen, deren Frauen und Kinder wie bessere Sklaven gehalten werden und die auch in hygienischer Hinsicht unter mittelalterlichen Zuständen hausen. Es vereinigt sich Verstandlosigkeit gegenüber dem jüdischen Aufbauwerk bei den Arabern mit einer gefährlichen Geringschätzung der Araber seitens der Juden. Ausnahmen gibt es natürlich auch, und sie sind gar nicht so selten, wie man nach dem Gesagten annehmen sollte; so erzählt man sich von einzelnen Arabern, die bei den Unruhen Juden vor den arabischen Angriffen in Schutz nahmen; aber dies sind eben doch große Ausnahmen.

Die einzige geistige Macht, die sogar sehr großen Einfluß hat, ist der Islam. Religiöse Gründe waren es ja auch, die 1929 die Unruhen brachten. Man hatte verbreitet, die Juden wollten sich die arabischen Heiligtümer aneignen. „Man“ ist die herrschende Klasse, die genannten Effendis, denen der größte Teil des arabischen Bodens gehört und die zusammen mit der hohen Geistlichkeit die Araber nach außen vertreten. Mit Recht; denn in Anbetracht der patriarchalischen Zustände wäre es undenkbar, wenn sie bei Wahlen nicht auch alle Stimmen auf sich vereinigten.

Vor allem ergibt sich aus dem geschilderten ungleich tieferen Lebensstandard der Araber die Aussichtslosigkeit des jüdischen Arbeiters, mit ihnen auf dem Arbeitsmarkt zu konkurrieren; er kann einfach nicht zu so niedrigen Löhnen wie diese arbeiten. Und andererseits ist auch der jüdische Unternehmer oder Plantagenbesitzer aus Gründen der Rentabilität auf arabische Arbeitskräfte angewiesen. (Wenn heute auch in Palästina Arbeitslosigkeit herrscht, so erinnert es an Gebräuche von hierzulande, den Juden die Alleinschuld daran zuzuschreiben. Die allgemeine Wirtschaftskrise

wird durch die jüdische Einwanderung kaum wesentlich beeinflusst werden, vielleicht sogar eher im positiven Sinne.)

Der Wunsch, überhaupt Arbeit zu finden, verband sich mit der ideemäßigen Forderung an die jüdischen Arbeitgeber, im Interesse eines jüdischen Aufbaus in Palästina nur jüdische Arbeiter zu beschäftigen. Dies, in Verbindung mit sozialistischen Forderungen, ist das Programm der Arbeiterorganisation, Histadruth. Zwangsläufig vertritt diese Gewerkschaft vor allem die Interessen der jüdischen Arbeiter, die oft genug im Gegensatz stehen zu denen der arabischen, vergleichbar der Lage der Gewerkschaften der amerikanischen weißen Arbeiter gegenüber den farbigen. — So wird die Araberfrage noch durch ein unangenehmes Problem bereichert, das nur ganz allmählich durch Hebung des arabischen Lebensstandards gemildert werden kann, sowie durch Annäherung und Stützung der arabischen Gewerkschaftsbewegung. Hierzu ihr Teil beizutragen, ist auch die Histadruth durchaus bereit.

Radikal antiarabisch sind nur die Revisionisten, die allerdings in Palästina (ca. 23 Prozent) und vor allem in Osteuropa neuestens stark angeschwollen zu sein scheinen. Sie fordern Festhalten am ursprünglichen Judenstaatsgedanken und verneinen die Möglichkeit einer Verständigung mit den Arabern. Als ausgesprochen nationalistische Bewegung fordern sie Wehrhaftmachung der Juden Palästinas zum Schutz gegen arabische Angriffe. Auf England sind sie wegen seiner Araberfreundlichkeit sehr schlecht zu sprechen; (wie umgekehrt die arabischen Nationalisten, denen England wieder zu judenfreundlich ist, welcher Vorwurf übrigens wohl eher Berechtigung hat.)

Den entgegengesetzten Standpunkt vertritt der — zahlenmäßig recht unbedeutende — Brith Schalom (Bund des Friedens). Dort treffen sich realpolitische Gründe, die den Juden abraten, auf eine nicht vorhandene Macht zu pochen, und Bescheidenheit empfehlen, mit ideellen. Der Sinn des Palästinaaufbaus kann es nicht sein, die Welt mit einem üblen Nationalismus mehr zu segnen, sondern nur die Verwirklichung der besonderen jüdischen Aufgabe, eines geistigen Judentums. Die Juden haben sich erhalten bei Bedingungen, unter denen kein anderes Volk bestehen blieb; und auch vieles, was jetzt in Palästina geschaffen wird, deutet auf eine „Auserwähltheit“ im jüdischen Volke hin, daß es nicht ist „wie alle Völker“. Die Araberfrage wird hier geradezu zu einem Prüfstein für die Besonderheit des jüdischen Volkes, für die reale Kraft des jüdischen Geistes, ob die Juden aus ihrer langen Leidensgeschichte gelernt haben, die Fehler der anderen Völker zu vermeiden. Eine Unterdrückung oder Verdrängung der Araber wäre ein Unrecht, das den Wert des ganzen Werkes unerträglich belasten würde. So fordert man Ernstnehmen der arabischen Nationalbewegung und Verständigung mit ihr auf der Basis eines binationalen Staates, in dem sich Araber und Juden mit gleichen Rechten gegenüber stehen sollen.

Während die Revisionisten dem Brith Schalom Verrat am Zionismus vorwerfen, bezeichnen ihn die Gemäßigteren als volksfremd, d. h. wirklichkeitsfremd und zu geistig. Vor allem fragt sich, ob man selbst bei größter Mäßigung der jüdischen Forderungen auf arabischer Seite zum Entgegenkommen bereit ist. Aussichtsvoll scheint lediglich der Weg der Kleinarbeit, wodurch eine allmähliche Verständigung angestrebt wird. Vor allem von Arbeiterpartei und Gewerkschaft unterstützt, versucht man, in gewerkschaftlichen und sonstigen wirtschaftlichen Fragen zusammenzuarbeiten; z. B. in der Landwirtschaft sind bei Modernisierung und Intensivierung der arabischen Bodenbearbeitung manche Anknüpfungspunkte gegeben. Auch geht man allmählich daran, einmal auf jüdischer Seite Kenntnisse der arabischen Sprache, Geschichte und Kultur zu verbreiten, und dann auch unter den Arabern Aufklärungsarbeit zu leisten als Mittel gegen die Verhetzung durch arabische nationalistische Kreise.

Uns, die wir im großen Ganzen wenig persönliches Interesse an den Dingen haben, fällt es vielleicht leicht, die Araberfrage einfach dadurch zu lösen, daß man den jüdischen Anspruch in Bausch und Bogen verurteilt, aus Mitgefühl mit den Arabern auf den jüdischen Staat verzichtet. Gewiß, die unrechtmäßige Vertreibung vor 2000 Jahren gibt keinerlei Recht darauf, über die inzwischen dort ansässig Gewordenen ebenso unrechtmäßig hinweg zugehen, einfach weil man zurückkehren will. Genau so wenig erscheint es richtig, sich auf diplomatische Formalien zu stützen (Balfour-Deklaration usw.). Hierdurch werden die rechtlichen Bedingungen vielleicht verbessert; die Atmosphäre zwischen Juden und Arabern aber unverhältnismäßig verschlechtert. Man darf aber nicht vergessen, daß es viele Menschen gibt, für die die Einwanderung nach Palästina einfach Lebensfrage ist und die sich auf die Rechte berufen können, die den Juden kraft ihrer bereits in Palästina geleisteten Arbeit zustehen, die zum großen Teil auch der Gesamtbevölkerung zugute kommt (Wohlfahrtseinrichtungen aller Art, Landamelioration, Verringerung der Malariagefährde, Elektrizitätswerk, Hafenanlagen, Kapitalanlagen usw.), sowie den in den Kwuzoth gemachten Anfang eines sozialistischen Aufbaus. Schließlich ist ja unser Recht, in Deutschland zu leben, auch nicht unbestreitbar. Wer nicht den Willen zur jüdischen Selbstaufgabe hat, wird die Schwierigkeiten, die sich aus dem jüdischen Schicksal ergeben, auf sich nehmen müssen.

### Vom J. J. W. B.

Von Gustav Goldzieher (Gugo), Hamburg.

Die Mitglieder des J.J.W.B. (Jung-Jüdischer Wanderbund) stammen nicht wie bei uns Kameraden größtenteils aus gut bürgerlichem Hause, sondern zumeist aus dem jüdischen, genauer ostjüdischen Proletariat. Von hier aus ergibt sich eigentlich alles, was über den J.J.W.B. zu sagen ist, von selbst. Man sieht die Unterdrückung des Proletariats, die man am eigenen Leibe erlebt; daher ergibt sich seine sozialistische Einstellung. Aber man fühlt auch die besondere jüdische Unterdrückung, wie man von den andern als Fremdstämmiger bezeichnet wird, wie die Juden von der Außenwelt als Volk gestempelt werden. Deshalb schließt man sich zusammen, um die Judennot, die geistige wie die körperliche, zu lindern, möglichst zu beseitigen. Und dies hofft man, durch den Zionismus erreichen zu können.

Aus all dem entstand die heutige Aufgabe des J.J.W.B., die Nachwuchsbevölkerung zu bilden für den Aufbau eines sozialistischen Palästina. Und man kann sagen, daß er diese Aufgabe voll und ganz erfüllt. Der J.J.W.B. stellt aus seinen Reihen den weitaus größten Teil der aus Deutschland zur Hachscharah und Alijah Kommenden. Die Erziehung des J.J.W.B. hat ein bestimmtes Ziel vor Augen, den „sozialistischen Zionismus“; sie ist daher eine „Tendenzerziehung“. Man kann den J.J.W.B. mit der SAJ oder KJ vergleichen, also mit einer Partei Jugend, die bewußt ihre Mitglieder in der Richtung der Partei, zu einem Instrument der Partei erzieht. Der J.J.W.B. erzieht eben in der Richtung der Arbeiterpartei in Palästina oder der Poale Zion in Deutschland zur Hachscharah und Alijah: man arbeitet jüdische Geschichte durch, man liest sozialistische Schriften. Man lernt hebräisch, und man diskutiert über tagespolitische Fragen des Zionismus. Man geht auch Sonntags auf Fahrt; doch soll das nur eine Beigabe sein, auf die nicht so stark Wert gelegt wird.

Auf der Hachscharah (Vorbereitung) lernen die Chawerim und Chaweroth den Beruf, den sie später in Palästina ausüben wollen; denn nur gut geschulte Leute können in Frage kommen, da die Arbeit schwer ist und es schon ohnehin durch das Klima schwer genug fällt, sich einzuleben. Die hauptsächlichsten Berufe sind: Landwirtschaft und Gärtnerei; bei Jungen außerdem Handwerk und bei den Mädchen Hauswirtschaft und Erziehung. Zur Ausbildung wurden besondere Hachscharah-Zentren gegründet; in

Deutschland auf dem Lande ungefähr 10, in den Städten 4. Dort soll versucht werden, schon hier in Deutschland möglichst nahe an die Lebensart in Palästina heranzukommen. Tagsüber wird meist bei verschiedenen Bauern gearbeitet, so daß man nur an den Abenden zusammen ist. Diese sind der geistigen Schulung gewidmet, um die Arbeit des J.J.W.B. fortzusetzen. Die Kasse ist gemeinsam. Auf den eigenen Hachscharah-Gütern und in den Städten wohnt, isst, schläft man nach Möglichkeit gemeinsam, so daß hier kein großer Unterschied mehr zwischen dem Leben in Deutschland und dem in Palästina besteht. Nur eben dort arbeitet man für sich, und hier für andere. Die Organisation der Hachscharah-Bewegung hat der Hechaluz, dem alle angeschlossen sind. Er verschafft den Leuten Stellen, er versieht die Zentren mit geistiger Nahrung und besorgt schließlich vor allem die Zertifikate (Einreiseerlaubnis) für Palästina. Man rechnet durchschnittlich 2 Jahre für die berufliche und geistige Ausbildung in der Hachscharah; dann geht es, falls nicht gerade die Einreise gesperrt oder nirgends das fehlende Geld aufzutreiben ist, nach Palästina.

Dort kommt dann der Landarbeiter in eine Kwuzah auf dem Lande, der Handwerker in einen Kibbuz in der Stadt. Die Kwuzoth sind landwirtschaftliche Genossenschaften, aufgebaut auf dem Prinzip kooperativer Arbeit und kommunistischer Lebensstruktur. Man unterscheidet kleine Kwuzah, mit nur etwa 30 Mitgliedern, die sich ausschließlich von der Landwirtschaft ernähren und große Kwuzah (von 100 aufwärts), wo außer Landwirtschaft noch andere Wirtschaftszweige betrieben werden (Tischler, Schuster, Gerber usw.), um möglichst alle Bedürfnisse selbst befriedigen zu können. Da sich ältere Chawerim, sobald sie erst Frau, fast immer aber, wenn sie ein Kind haben, in der Kwuzah nicht mehr wohl zu fühlen, das zu starke kollektivistische Leben über zu haben und das Leben in der Kwuzah zu stören pflegten, stand man auch vor einer „Aelterenfrage“. Dieses Problem wurde durch den Moschaw Owdim (Arbeitersiedlung) glänzend gelöst. Ein solcher besteht aus mehreren Bauernbetrieben; jede Familie hat einen eigenen Hof und ist für ihren eigenen Betrieb verantwortlich. Daneben sind die Siedler durch gemeinsame Arbeiten und gegenseitige Hilfe untereinander eng verbunden. Man hält gemeinsam Maschinen, vielleicht auch eine Molkerei, und sorgt gemeinsam für den Absatz der Erzeugnisse. Neben diesen Hauptformen der landwirtschaftlichen Genossenschaft gibt es die städtische, den Kibbuz, der vereinzelt auch auf dem Lande vorkommt. Die Mitglieder eines Kibbuz wohnen, essen und treiben geistige Arbeit gemeinsam, wie in der Kwuzah; doch gehen sie auf Lohnarbeit, auf dem Lande zum privatkapitalistischen Siedler und in der Stadt in die verschiedensten produktiven Berufe. Der Lohn wird abgegeben, und gelebt wird dann auf Kosten der gemeinsamen Kasse. Organisiert sind die Chaluzim in der Histadruth, der „Gewerkschaft“ Palästinas. Sie ist ungefähr mit der deutschen zu vergleichen, nur daß sie noch weitgehendere Aufgaben erfüllt. Finanziert wird die Ansiedlung der Chaluzim durch die beiden Hauptfonds der Zionistischen Organisation, Keren Kajemeth und Keren Hajessod. Die Aufgabe des Keren Kajemeth ist: „durch Verwendung freiwilliger Volksspenden den Boden Palästinas in jüdischen Gemeinbesitz überzuführen; den Boden ausschließlich in Erbpacht und Erbbaurecht zu vergeben; die Ansiedlung mittelloser jüdischer selbstarbeitender Elemente zu ermöglichen; die jüdische Arbeit zu sichern; die Nutzung des Bodens zu überwachen und der Spekulation entgegenzuwirken.“ Da aber die Siedler mit dem Boden allein nichts anfangen können, sorgt der Keren Hajessod, dessen Mittel sich aus regelmäßigen größeren Beiträgen zusammensetzen, die ihm wie einst der biblische Zehnte den Priestern überwiesen werden, für Material (Häuser, Einrichtung, Brunnen, landwirtschaftliche Maschinen usw.) sowie Existenzmittel für die erste Zeit. Erst nach Jahren sind dann all diese Beihilfen allmählich aus dem Ertrag der Wirtschaft zurückzahlen sowie der Pachtzins für den Boden zu entrichten. Ohne diese Fonds wäre der Aufbau Palästinas undenkbar.

## Buchbesprechungen.

**Dr. Arthur Ruppin: Soziologie der Juden, Bd. 1.** Ruppin ist Dozent der Soziologie an der Hebräischen Universität Jerusalem, sicherlich der beste Kenner dieses Gebiets, den wir heute haben. Das Buch behandelt die soziale Struktur der Juden; es enthält Abschnitte über Herkunft und Rasse der Juden, Bevölkerungsstatistik und über die wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden. Neben den sehr interessanten Statistiken über die absolute Zahl der Juden vom Jahre 70 bis 1930 interessiert vor allem die jüdische Wanderungsbewegung, Abwanderung von der Kleinstadt zur Großstadt und Auswanderung nach Amerika. Ein sehr wichtiges Kapitel handelt von der beruflichen Gliederung des jüdischen Volkes in Industrie, Handel und Handwerk, aber auch in den landwirtschaftlichen Berufen, von denen heute schon wieder 430 500 Menschen, d. h. fast 3 Prozent aller Juden leben. Das Buch enthält überall ausgezeichnetes statistisches Material und außerdem viele Bildtafeln zur rassenmäßigen Zusammensetzung der Juden. Für die Beschäftigung mit den realen Tatsachen des jüdischen Volkes ist dieses Werk eine der wichtigsten Quellen.

Heinz Frank, Berlin.

### Jakob Klatzkin, Probleme des modernen Judentums.

Die jetzt erschienene dritte Auflage dieses Buches hat einiges Aufsehen erregt. Wer sich durch so etwas nicht beeinflussen läßt und auch eine Reihe Fremdwörter mit in Kauf nimmt, der soll das Buch ruhig lesen. Wenn auch Klatzkin in seinem „konsequenten Nationalismus“ etwas konstruiert wirkt, die Gewalt der Sprache und Gedanken, diktiert von einer echten Sorge um das Judentum, gibt manch fruchtbareren Anstoß. Theoretisch aufzubauen, wie es sein sollte, selbst in radikaler Ueberspitzung und Auslassung ist immer ein Verdienst. Denn eine Gefahr droht ja nicht daher, daß ein Abstraktum dazu veranlaßt, über die konkreten Gegebenheiten hinwegzusehen oder gar zu gehen. Diese sind stark genug, um sich genügend bemerkbar zu machen; im Gegenteile, sie können leicht übermächtig werden und alles, was über sie hinaus, was bessern will, das Gesollte wegwischen. Dies zu verhindern, kann ein Buch nicht einseitig genug sein. Gewiß, ideal ist es nicht und es läßt sich viel dagegen einwenden. Dennoch ist Einseitigkeit wohl immer noch fruchtbarer als die Angst vor ihr.

Paul Freudenthal (AI), Berlin.

## Mitteilungen.

Der Aufsatz „Diktatur und Demokratie“ im 5. Mittleren-Rundbrief war von Sergey Racusin, Berlin.

Zum 6. Mittleren-Rundbrief habe ich noch keine Zuschriften erhalten.

Der nächste Mittleren-Rundbrief soll Aufsätze zum Thema „Zivilisation“ bringen; also ein Ausschnitt aus dem Thema: bündische Welt und Umwelt; Fragen, die sich daraus ergeben, daß wir in das 20. Jahrhundert hineingestellt sind. Vielleicht besteht hier auch die Möglichkeit, an manches aus dem vorigen Rundbrief anzuknüpfen. Redaktionsschluß: 15. Mai. AI.

### Zum 5. Mittleren-Rundbrief „Politik“.

a) Von Franz Loewenstein, z. Zt. Würzburg.

1. Regiert in Rußland in Wirklichkeit die kommunistische Partei; besteht also das Rätesystem nur in der Theorie?

Die K.P.R. hat heute etwa 1¼ Millionen Mitglieder; es ist bekanntlich sehr schwer, Mitglied zu werden, denn sie stellt wirklich Höchstanforderungen an die Lebensführung ihrer Mitglieder, die eine starke Reife und Willensstärke erfordern (z. B. nach oben begrenzte Einkommen). Die K.P. in Rußland ist die Führerin, die Elite des Proletariats, und als solche hat sie mit Recht die maßgebenden Stellen besetzt. In Wirklichkeit regiert jedoch das Proletariat, eben in Form der selbstgewählten Räte, geführt von der kommunistischen Partei. Bei uns kann zwar ein Häuflein Kapitalisten 60 Millionen beherrschen kraft ihrer kapitalistischen Machtmittel (Heer, Polizei, Zuchthäuser usw.); in Rußland wäre es kaum denkbar, daß 1¼ Millionen Kommunisten 144 Millionen beherrschen, d. h. gegen die Massen regieren. Das Wesen der „proletarischen Diktatur“ ist eben, daß sie eigentlich gar keine Diktatur ist in dem Sinne, daß eine kleine Minderheit der Masse diktiert.

2. Können die Juden in Rußland keine nationale Minderheit bilden, weil die Sowjetregierung alle spezifisch-jüdischen geistigen Bestrebungen schärfstens unterdrückt?

Die Sowjetregierung bemüht sich seit Jahr und Tag, die Juden in der Union zu einer nationalen Minderheit zusammenzufassen, indem sie große jüdische Siedlungen schafft (Krim, Biro-Bidjan) als Grundlage für die nationale Wiedergeburt des jüdischen Volkes. Sie räumt den Juden dieselben Rechte wie den anderen Nationen in der Union ein, etwa der usbekischen oder tatarischen. Daß hiervon nur ein Teil bisher verwirklicht ist, ist zum großen Teil Schuld der Juden selbst. Gerade in der jungen Generation sind zahlreiche sogenannte „rote Assimilanten“, die in der Jewsektia (jüdische Sektion der kommunistischen Internationale) wütend gegen jede nationale Selbständigkeit der Juden hetzen und auf deren Konto auch ein gut Teil jener — oft übertriebenen — Unterdrückungen und Maßregeln gegen die „spezifisch jüdischen geistigen Bestrebungen“ zu schreiben ist. Was von diesen jüdischen geistigen Bestrebungen bekämpft wird, ist der Zionismus. (Die Religion wird nicht anders behandelt als die anderen Religionen, siehe meinen vorigen Aufsatz!) Der Zionismus und alles, was mit ihm zusammenhängt, wie z. B. neuhebräisch, wird als politische Bewegung im Dienste des englischen Imperialismus angesehen, was er objektiv auch ist. Hieraus muß man die „Zionistenverfolgungen“, die Verbote, hebräisch zu sprechen usw., verstehen. — Die Volkssprache der Ostjuden ist auch nicht hebräisch, sondern jiddisch. Und das wird anerkannt und gefördert. — Im übrigen verweise ich zur Orientierung auf den Aufsatz: „Palästina oder Biro-Bidjan?“ von Regina Ruben im Roten Aufbau, November 1930 (Heft 11), der klar und sachlich das Problem behandelt. —

b) Von Paul Mayer (Yogi), Wiesbaden.

1. Lieber Scheuviel! Bei Deinem Aufsatz gehst Du unbewußt von einer falschen Voraussetzung aus. — Nicht, weil die „Kulturlosigkeit unseres Milieus“ uns dazu trieb, gingen wir in den Bund, sondern weil wir als Pimpfe gekeilt wurden. — Und wir blieben im Bund, weil uns das Jungensleben, das Gruppenleben gefiel, weil er uns Jugendland war. — Erst später, als Mittlere, erkannten wir durch den Bund (!) die sogenannte „Kulturlosigkeit unseres Milieus“. Auch die Erkenntnis unserer ökonomischen Stellung gab uns zum größten Teil der Bund! — Wir sind aber bis hieher keineswegs durch „Kollektivromantik“ befriedigt als durch „individuelle Romantik“, denn solche Begriffe darfst Du doch keineswegs mit Pimpfen oder jüngeren Mittelern in Verbindung bringen. — Und nun willst Du durch einen kleinen Auszug des Marxismus die Sinnlosigkeit des Bundes in seiner heutigen Form beweisen und forderst im Anschluß daran eine allgemeine Stellung des Bundes zum Sozialismus, ja praktische, revolutionäre Arbeit in der K.J.I.! —

Ich glaube, Du verkennst das Wesen unseres Bundes, seine Zusammensetzung und seine Ziele. — Ich bejahe den Begriff Jugendland für unsere Pimpfe auf das Entschiedenste, denn ich kann keine bessere Erziehungsform (wenn ich mich so ausdrücken kann), für die finden. — Durch Hören, durch Lernen, eben durch Beschäftigung mit den ökonomischen und politischen Fragen unserer Zeit, mit ihren Problemen, durch ein Kennenlernen der Umwelt kommt der Mittlere zu der „freien Entscheidung“, die ihn zum Aelteren macht. Ich weiß nicht, ob die Freiheit einer Entscheidung, sei es zum Kollektivismus („Gemeinschaftsduselei“), Universalismus oder Individualismus, so nebensächlich ist gegenüber der Parteiliebe der K.J.I. — Ist eine solche weltanschauliche Entscheidung nicht Grundbedingung für sie? —

Der Bund ist für mich und viele andere Jugendland. Wir wollen unseren Menschen die Augen öffnen, sie sich frei entscheiden lassen, damit sie sich ihrer Weltanschauung nach politisch betätigen. — Im Jüngerenbund ist kein Platz für eine gemeinsame Parteipolitik! —

2. Lieber Franz Loewenstein! Deine Ausführungen an sich, Deine Beispiele, will ich nicht angreifen, sondern die Tendenz, die dahinter steht. — Bist Du wirklich so naiv, um zu glauben, in Rußland sei wirklich alles so einwandfrei? — Und nur aus Angst vor den dröhnenden Schritten des Fortschritts in der Sowjetunion lasse die bürgerliche, kapitalistische Presse „Lügen“ gegen sie los? — Ihre Berichte alle unwahr, nur die der K.P.D., der kommunistischen Schriftsteller genau, kompetent, nichts verschweigend? — Vergebens suchte ich in Deinem Aufsatz nach Mißständen, Fehlschlägen und Fehlern. — Sind wirklich solche von Dir erkannt, so suchst Du sie zu entschuldigen. (Löhne, Wohnungen, Kollektivisierung). — Hast Du nie von den Berichten der deutschen ausgewanderten Bergarbeiter aus Rußland gehört, gelesen, von ihrer Rückkehr? — Nie von der Weigerung deutschen Ingenieure und Mechaniker, nochmals für ihre Firmen ins „Sowjetparadies“ zu gehen? — Sind Dir die Schmutzgeleien der russischen Kommissare (Lebensmittel, Wäsche, Grammophone usw.) von Deutschland nach Rußland unbekannt? — Sind das alles Lügen der kapitalistischen Presse? —

Auch ich sehe Rußland erwachen! — Aber ich sehe es anders, bilde mir wenigstens ein, objektiv zu sehen, denn ich vermeide, mir über es ein Urteil zu bilden. — Dir möchte ich aber zu Deiner Stellung zu Rußland, zu Deinem Aufsatz, ja vielleicht zu Deiner Entscheidung zum Sozialismus sagen: „Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede; man soll sie billig hören beede.“ —

### Redaktionelle Nachbemerkung.

Von den Äußerungen, d. h. Kritiken zu den Mittleren-Rundbriefen will ich drei Hauptpunkte herausgreifen: man solle mehr „offizielle“ Aufsätze bringen, die darüber aussagen, wie der Bund, wie seine Prominenten zu den behandelten Dingen stehen; es sollten mehr die eigentlichen Mittelern zu Worte kommen; die Aufsätze sollten nicht so „ideologisch“, sondern mehr „personbezogen“ sein, wirklich von und zu unserem Leben sprechen.

Das Allerletzte ist nur zu wahr. — Der vorige (6.) MiRu von Max-Otto bemühte sich deshalb auch gerade, hier eine Aenderung zu schaffen. — Ich persönlich will versuchen, durch Themengebung hier etwas helfen zu können; in der Hauptsache liegt es aber bei meinen Lieferanten, für Besserung auf diesem Gebiet zu sorgen, worauf sie hiermit bestens aufmerksam



gemacht werden sollen. Der zweite Einwurf ist an sich auch richtig. Er ahnte aber nicht eine — bisher geheime — Verschwörung zwischen Max-Otto und mir. Die ihre guten Gründe hat: denn wenn man Aeltere heranzieht, so kann man sich auf einen viel größeren Kreis stützen von Leuten, die man eher kennt, die auch eher auf energische Mahnkarten reagieren. Dazu bestehen Bedenken, ob es wirklich Aufgabe des Bundes ist, Mittlere zum Aufsatzschreiben heranzubilden. Wenn die Verschwörung bisher geheim blieb, so, um keinen Jüngeren, der etwas schreiben will, zurückzuhalten. Bis jetzt ist noch kein einziger Aufsatz wegen zu geringen Alters des Verfassers zurückgewiesen worden, und das ist auch künftig nicht beabsichtigt.

Der übrigbleibende Punkt ist der unangenehmste. „Bundesprominente“ gibt es ja, deswegen ist aber ihre Meinung noch nicht „bundesoffiziell“. Und wenn jemand die — Ehre hat, Bundesleiter zu werden, so ist er damit noch lange nicht „Regierung“ und jede andere Meinung „Opposition“. In dieser Richtung liegt noch nicht einmal die Aufgabe des Bundesblattes, geschweige denn des Mittleren-Rundbriefs. Für Bundesgrößen besteht kein Schreibverbot, aber in erster Linie soll der Mittleren-Rundbrief Arbeitsblatt sein; er soll Anregungen bringen für die Heimarbeit, die Gedanken und den Weg des Bundes; er soll ein Bild der Meinungen geben und vorwärts helfen. — Daß der Bund keine „Regierungsmeinung“ hat, ist eine Weite; vielleicht auch eine Beschränkung. Der Vorteil jedenfalls, den Entscheidungsfreiheit, und damit Entscheidungszwang und -pflicht bringt, soll genutzt werden. Damit kommen wir zur Frage der Auseinandersetzung, zu der noch Folgendes heranzuziehen ist: die Pimpfenführer-Ecke hat ihr Erscheinen eingestellt, mit der Begründung, daß sie in Ermangelung einer einheitlichen bündischen Erziehung sinnlos sei. Ich halte so etwas für einen gefährlichen Gedankengang, für ein Untergraben des Bundes. Wenn man wahrhaft den Willen zum Bunde hat, so gibt man sich ihm, seine Meinung, seine Arbeit; und das kann nie sinnlos sein. Man muß immer — und das gilt keineswegs nur für die Pimpfenführer-Ecke, die hier zufällig als Beispiel diente —, daran denken, daß trotz aller sachlichen und persönlichen Unterschiede die anderen genau so gern im Bund sind wie man selbst; aus dem gleichen Milieu stammen, vor den gleichen Fragen stehen, genau so sind wie man selbst. Man sei doch nicht zu eng; wenn man immer nur darauf sieht, daß der Glanz des eigenen Standpunkts alles überstrahlt, so entsteht eine unfruchtbare Diskussion; jeder hat eine Verteidigungsstellung zu halten; und dann wundert man sich, wenn man nicht zueinanderkommt, daß man nichts merkt von Gemeinsamem. Es ist ein Fassen und Umfassen des anderen nötig. Die Mittleren-Rundbriefe — auch dieser, auch der vorige — bringen genug Beispiele, wie es nicht sein soll. Ist das eigene Urteil wirklich immer objektiv und das andere ein Greuel? Es soll hier keine übertriebene Toleranz verteidigt werden, der alles gleich ist, in der doppelten Bedeutung dieses Wortes; aber die Tiefen, wo es vielleicht wirklich keine Gemeinsamkeiten mehr gibt — so tief muß man erst einmal kommen. Sinnlos ist nichts dadurch, daß andere etwas anderes sagen; so ist es nur, wenn man selbst nichts zu sagen hat. AI.

# 8. MITTLEREN-RUNDBRIEF

„KAMERADEN“ DEUTSCH-JÜD. WANDERBUND

Juli 1931

## Zivilisation

### Inhaltsangabe:

- |                        |                                     |
|------------------------|-------------------------------------|
| 1. Das Weltrad         | 7. Stadt                            |
| 2. Zivilisation        | 8. Werkstattaussiedlung             |
| 3. Kultur-Zivilisation | 9. Die Eroberung                    |
| 4. Innerer Halt        | 10. Loblied auf den Hamburger Hafen |
| 5. Vergnügen           | 11. Kleines Erlebnis                |
| 6. Arbeit              | 12. Buchhinweis                     |

## Das Weltrad

Das Weltrad saust,  
 Ich sause mit!  
 Es schüttert, schleudert, rast, braust  
 Pfeifendschriß —  
 Ich schleudere, rase, brause mit,  
 Weil ich will! weil ich will!

Ich geh täglich meine mühsamen Schritte,  
 Doch — zu wirbelndem Fluge  
 Im Zeit-Zuge  
 Reißt mich des Weltrades Kraftmitte  
 Vorwärts!

Das Weltradsausen singt,  
 Der unaufhörlich große Ton bezwingt  
 Mich in den Rasekreis:  
 Das ist mein Schicksalsbeschuß,  
 Das ist alles, was ich weiß:  
 Daß ich mitsausen,  
 Daß ich mitbrausen  
 Muß!

Gerrit Engelke  
 in

„Rhythmus des neuen Europa“.

## Zivilisation

Von Ernst Mainzer, Köln.

### I.

Zivilisation bedeutet einen Zustand des menschlichen Lebens, in dem der Mensch sich in hohem Maße seines rationalen Bewußtseins als eines Mittels zur Erhaltung des Lebens und zur Erweiterung seines Bereichs bedient. Dieses Bewußtsein tritt in der Form von Technik und Kritik auf (oder als rechnender und prüfender Verstand).

Während Kultur die Gesamtlebensform eines Menschenkreises umfaßt, darunter auch die Zivilisation, enthält deren Bezirk nur das, was aus dem rationalen Bewußtsein unmittelbar hervorgeht. Unzivilisierte (richtiger wenig zivilisierte) Völker haben trotzdem Kultur, in der aber der rechnende, zweckhafte und kritische Verstand, die Ratio, eine verhältnismäßig geringe Rolle im Vergleich zu den „zivilisierten“ Völkern spielt.

Wir leben heute in einer Epoche der ausgesprochen starken Zivilisation, deren Merkmale uns sehr deutlich sind (ausgedehnte Anwendung der Technik, planmäßige Wirtschaft, Politik, Lebensgestaltung des Einzelnen, stark kritisches Denken). Diese große Rolle der Ratio ist zeitbedingt, kommt auf uns aus der Geisteshaltung des 18. und 19. Jahrhunderts, aus Rationalismus, Aufklärung und Positivismus. Sehen wir uns diese Geisteshaltung näher an. Zunächst kennzeichnet sie ihre Zielsetzung: Man setzt sich für sein Leben bestimmte Zwecke, die einen „vernünftigen“ Grund haben müssen. Der letzte Zweck ist dabei für jeden, sich Nutzen und Genuß zu verschaffen, er allein braucht nicht näher erklärt zu werden. Zu diesem Ziel wendet man bewußt jedes zweckmäßige Mittel an (diese Zweckmäßigkeit eines Mittels hört auf, wo seine Anwendung zu blutigen Konflikten führen könnte, daher strebt man nach dem Kompromiß, nach der „goldenen Mitte“). — Soweit es aber sonst möglich ist, wird versucht, die Mittel auszubauen, was zum Anwachsen der Technik führt. Jede Zielsetzung aber, die nicht vernunftgemäß begründet ist, auch keinen Nutzen bringt, wird verworfen, sobald sie als praktische Forderung ans Leben gestellt wird (als vom Leben entferntes Ideal bleibt sie häufig erhalten). — Dann hat dieses Denken eine typische Art, die weitgehend von der Naturwissenschaft stammt. Es ist bestrebt, alle Wirklichkeiten möglichst aus einer einfachen Ursache zu erklären und vereinfacht eben diese Wirklichkeiten zum Zwecke der Erklärung. (So will die Psychoanalyse in ihrer ursprünglichen Form Kunst, Religion und viele Lebensäußerungen aus dem verdrängten Sexualtrieb, die materialistische Geschichtsauffassung das Geschichtsgeschehen aus der fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte erklären). Besonders wichtig ist es ihm, komplizierte Vorgänge auf einfache Ursachen zurückzuführen, die sich in Form von mathematischen Formeln allgemeingültig mitteilen lassen, und aus diesem Bestreben heraus versucht es allgemein, Qualität in Quantität auszudrücken (etwa die verschiedenen Farben in Stufen der Schwingungszahlen der Lichtwellen). Das Grundwesen aller Dinge scheint ihm die Zahl zu sein, und alle Dinge sollen, statt in ihrer einmaligen Wirklichkeit so zu sein, verschiedenen große Summierungen gleicher Einheiten bilden; auch sucht diese Geistesrichtung das Allgemeine, Typische auf Kosten des Einmaligen und Besonderen hervorzuheben (sie kennt nur Menschen statt Deutschen, Engländern usw.). Es entsteht der Normaltyp, nach dem sich die andern zu richten haben, ihre Besonderheiten sind nur Abweichungen von der Norm. — Diese Denkmethode wurde auf alles, also auch auf den lebendigen Menschen angewandt, wo sie immer mit diesem in Berührung kam.

### II.

Die Ratio äußert sich im Leben in zwei Formen, die in der Erscheinung verschieden, in der Wurzel gleich sind: Technik und Kritik. —

Ein Mensch will ein Gewässer überqueren und kann nicht schwimmen. Er bemerkt aber, daß im Wasser Baumstämme schwimmen und kommt durch zweckmäßige Ueberlegung darauf, zur Ueberquerung einen der Stämme zu benutzen, er gebraucht ein Werkzeug. Es dient ihm dazu, ein Ziel zu erreichen, das vorher für ihn unerreichbar war; will er ein noch weiteres Ziel erreichen, dann muß er überlegen, um ein neues Werkzeug zu finden, das ihn zum Ziel bringen kann. Also: Die rationale Ueberlegung zeigt ihm nicht das Ziel, sondern gibt ihm das technische Mittel an die Hand, sie ist selbst ein Mittel zur Zielerreichung. Das Ziel aber kommt aus dem Willen, nicht aus dem Verstand des Menschen.

Die Rolle der Technik ist also mittelhaft, sie steht im Dienst des menschlichen Willens. —

Der Mensch ging ursprünglich naiv an seine Umwelt heran, er traute dem Urteil seiner Sinnesorgane und schuf sich nach ihren Eindrücken eine Gesamtvorstellung von der Welt, er glaubte, die Welt sei so, wie er sie sah. Der kritische Verstand aber zeigte ihm Unstimmigkeiten in dem naiven Weltbild und erklärte sie. So hielt man die Erde für eine Scheibe, weil die Ebenen und Meere dem Menschen wirklich eben schienen, bis man die Erscheinung, daß von Fern nur der Mast eines Schiffes sichtbar ist, mit der Kugelgestalt der Erde erklärte. So wurde durch die kritische Erklärung das alte Weltbild zerstört. Die Phantasie baute ein neues auf, das die Ergebnisse der Kritik einbezog, und so tat man immer wieder. Das Aufbauen der Weltbilder ist ein Werk der schöpferischen Phantasie, die Ratio als Kritik hat stets nur die Rolle des Prüfenden, Klärenden, Negativen. Sie zerstört alle Gebäude, aber des Menschen Art treibt ihn dazu, immer neue aufzubauen.

Wie wirkt sich nun die starke Entwicklung der Ratio auf die heutigen Menschen aus?

Die hochentwickelte Technik gibt ihnen zunächst die Möglichkeit, ihr Leben in größerem Umkreis zu entfalten (es können mehr Menschen ernährt werden, Gesundheitszustand und Lebensdauer ist erhöht, Annehmlichkeit und Genuß nimmt nach vielen Seiten zu).

Das entwickelte kritische Bewußtsein läßt den Menschen zu einer weiteren Sicht kommen, besonders zu der Sicht der großen Zusammenhänge, die ihm vordem verborgen waren. Es steigt seine Erkenntnis und Ueberblick, dadurch seine Möglichkeit, bewußt das Schicksal der Welt zu gestalten, und mit der Möglichkeit seine Verantwortung dafür. — Im Mittelalter tat ein Mensch „seine Sache“ und konnte zufrieden sein. Seine Sache aber reichte in der Welt nur bis zu einem sehr kleinen Umkreis, wenn auch sein Leben im Ewigen wurzelte, da er in Gebundenheit an seine Religion lebte. Der Einzelne fühlte sich nur so weit verantwortlich für die Gesamtheit, daß er etwa um der Sünden der Anderen willen selbst ein reines Leben führen wollte und für diejenigen Menschen sorgte, denen er unmittelbar helfen konnte. Der heutige Mensch hat die Möglichkeit, viel weiter und in viel größerem Umkreis den Lauf des Menschengeschicks zu sehen und viel stärker ihn gestaltend zu beeinflussen.

Der kritische Verstand gibt dem Menschen größere Freiheit. Sind lebendige Bindungen erstarrt und geistlos geworden und engen sie den Menschen ein, dann ist es der kritische Geist, der ihm die morschen Stellen der drückenden Gebäude und so die Punkte zeigt, an denen er sie angreifen kann. Die Aufklärung stand immer zu ihrem Beginn im Dienste der Freiheit in ihrem Kampf gegen erstarrten Zwang, die Kritik ist ihre wichtigste Waffe. —

Die Ratio ist ein starkes, ein furchtbares Mittel, sie vermag, selbst richtungslos, die Welt in der Richtung, in der sie eingesetzt wird, entscheidend umzugestalten.

Erinnern wir uns der Geisteshaltung, aus der die heutige so mächtige Zivilisation entstanden ist, so wird uns erklärlich, daß ihr Anwachsen zu

Konflikten und Verwicklungen führen muß. Dabei wird der Nutzen der Zivilisation für den Menschen problematisch, und man fragt sich, ob sie überhaupt gut oder schlecht ist. Ist diese Fragestellung nun berechtigt? Sehen wir uns die Konflikte der Zivilisation näher an. —

Die Geistesrichtung, die die Technik so stark einsetzte, wollte bestimmte Zwecke erreichen, es ging jedem, der in ihr stand, darum, Erfolge um jeden Preis zu erringen, sich durchzusetzen gegen die anderen. Der Erfolg war der eigentliche Sinn seines Lebens, die Technik seine Handhabe. An alle Dinge ging man nur mit der Frage nach ihrer Verwendbarkeit heran, das schien ihr einziger „realer“ Wert zu sein. Es scheint solchen Menschen selbstverständlich, daß etwa ein Wasserfall recht eigentlich zur Kraftgewinnung da ist. Seine Schönheit erscheint als ästhetische Beigabe, an der man sich vielleicht freuen kann, wenn der Realität Genüge getan ist. Man hat auch keine Skrupel, Natur vornehmlich als Rohstoffquelle anzusehen und sie auszubeuten, gleichgültig, was damit zerstört wird. Ursprüngliche Natur hat höchstens dann Zweck, wenn sie für Fremdenindustrie verwertet werden kann, oder wenn die Statistik für Volksgesundheit ihre Nützlichkeit aufzeigt.

Der äußerste Konflikt aber entsteht daraus, daß man auch den Menschen hauptsächlich im Hinblick auf seine „Verwertbarkeit“, als Betriebsfaktor, betrachtete. Nicht sein ganzes Sein galt mehr, sondern nur seine Leistung. Sehr bald wurde die technische Nützlichkeit der Arbeitsteilung erkannt und diese in steigendem Maße eingeführt. In ihrem Extrem will sie jede überflüssige Bewegung vermeiden, jeden Arbeitsgang in eine Anzahl einfachster Bewegungen aufteilen, die in bestimmter regelmäßiger Reihenfolge zu geschehen haben. Hier wird Lebendigkeit, natürlicher Rhythmus des Menschen geopfert, und er selbst direkt der Maschine unterworfen. Aber nicht nur bei seiner Arbeit, sondern in all seinem Tun beherrschen ihn die Gesetze der technischen Nützlichkeit. Es ist praktisch, daß Gebrauchsgegenstände serienweise hergestellt werden, und so drängt man dem Menschen genormte Gegenstände auf und behandelt ihn selbst als „Type“. Unter all diesem leidet der lebendige Mensch und fühlt sich eingeeengt, eine Lösung, die aus diesem Konflikt herausführt, ist aber noch nicht gefunden worden.

Noch in anderer Weise scheint es einen Konflikt der Technik zu geben. Durch die fortschreitende Rationalisierung werden Arbeiter überflüssig gemacht und erwerbslos. Dadurch sinkt der Verbrauch an Gebrauchsartikeln, was sich auf den Absatz drosselnd fühlbar macht. Die umfangreichen technischen Einrichtungen machen sich aber nur bezahlt, wenn sie voll ausgenützt werden, daher setzt ein furchtbarer Kampf um den Absatz ein, der die Konkurrenten vernichtet, die nicht Schritt halten können. Der Konkurrenzkampf zwingt zu immer weiterer Rationalisierung, um die Waren zu verbilligen, immer mehr Arbeiter werden aus dem Arbeitsprozeß ausgeschaltet, der Absatz immt infolgedessen mehr ab, es entstehen Absatzkrisen. Die neuen, meist umfangreicheren Einrichtungen, können wieder nicht ausgenützt werden, aber sie kosten Zinsen. Um sich vor dem Untergang durch den Konkurrenzkampf zu retten, schließen sich die einzelnen Betriebe zu Konzernen zusammen, ohne dadurch die Krise überwinden zu können. (Ich kann auf diese sehr wichtigen Dinge hier nicht gründlicher eingehen.) Der Mensch ist nicht imstande, seine technischen Mittel wirklich zu beherrschen, wir stehen in einer Krise der Technik (oder der Wirtschaft!)

Ebenso wie Technik ist die andere Form der Ratio, die kritische Vernunft, weitergeschritten. Sie führte die Menschen zur Freiheit, sie zerstörte Bindungen, die unwahr geworden waren. Sie zerstörte aber nicht nur, was unwahr war, sondern auch alles, was sie selbst nicht mehr begründen und erklären konnte. Nun gibt es aber vieles im Menschenleben, das nicht rational aufgelöst werden kann (z. B. das Leben selbst!) und das der Verstand dennoch aufzulösen suchte. Mit den erstarrten, unwahren zer-

brach er auch echte Bindungen und Werte, indem er vergeblich nach ihrem Zweck fragte. So betrachtet man heute vielfach in Großstädten menschliche Beziehungen etwa in der Familie nur auf ihren Zweck hin, die Familie ist Versorgungsstätte und wird aufgelöst, wo sie durch Vorteilhafteres ersetzt werden kann. — So brauchte die antikirchliche Bewegung als Argumente nicht nur die Verlogenheit der kirchlichen Einrichtungen, sondern auch die Tatsache, daß Religion nicht „vernünftig“ begründet werden kann. — So wandte sich im Judentum die Aufklärung erst gegen seine lebensfeindliche talmudistische Erstarrung, dann aber gegen die Bindung ans Judentum selbst. —

Das kritische Denken machte aber auch vor seiner eigenen Tendenz nicht Halt. Es untersuchte, was die einzelnen Theorien als Ursachen des Geschehens festgestellt hatten, und fand, daß diese Ursachen selbst unerklärte Dinge waren (so die Entwicklung der Produktivkräfte bei Marx, der Sexualtrieb bei Freud). Diese Theorien hatten die Ursachen einfach als selbstverständlich vorausgesetzt, sie nicht weiter zu erklären vermocht. — Außerdem erhob die Kritik Zweifel an der Richtigkeit der Erklärungen aus einer Ursache. — Man erkannte, daß das naturwissenschaftliche Denken die restlos vernünftige Erklärung der Welt nicht bewerkstelligen konnte.

Das kritische Denken aber ging noch weiter gegen sich vor und griff sogar seine eigenen Grundlagen an. Während zu Beginn der rationalistischen Epoche angenommen wurde, daß es ein absolut richtiges Bewußtsein gäbe, daß ganz logisches Denken unbedingt zur Wahrheit führen müsse, hat schon Marx gezeigt, daß z. B. die Soziale Seinslage des Denkenden das Ergebnis seines Denkens beeinflusst. Das Bewußtsein schwebt nicht frei im Raum, sondern ist an das ganze Sein (das soziale, seelische, völkische) des Denkenden gebunden und davon abhängig. Anders ausgedrückt: Man erkannte das Bewußtsein als eine Form des Lebensumkreises, die nicht außerhalb des gesellschaftlichen Zusammenhangs des Denkenden stehen kann. Dieser Einfluß der Seinslage macht sich immer da geltend, wo die geistige Stellungnahme gleichzeitig eine Entscheidung zu einer bestimmten Richtung des Tuns mit sich bringen muß; zu einem Tun, das die Lage in der gewollten Richtung ändert. Hinter einer solchen Entscheidung steht der gewollte Intellekt, nicht nur sein Intellekt. Diese Erkenntnis der rationalen Kritik gefährdet die überragende Stellung der Ratio entscheidend, weist sie in ihre Grenzen zurück. Das Denken, das seinsgebunden ist, verliert dadurch nicht seinen Sinn, muß nicht „relativ“ in der Bedeutung „unsicher“, „wertlos“ werden, sondern sein Bereich wird beschränkt, es sind ihm nur immer Teilsichten von seinem Standpunkt möglich. —

Hier sehen wir, wie die hemmungslos fortschreitende Ratio in Form von kritischem Denken ihre eigene Herrscherstellung untergräbt, sich selbst in ihre berechtigten Grenzen zurückweist. Man erkannte auch auf anderen Wissensgebieten, (in der Naturwissenschaft und der Psychologie) daß es Wirklichkeiten gibt, die da sind und gelebt werden, ohne daß man ihr Wesen rational definieren kann, an ihnen findet die Ratio eine unüberwindliche Grenze, die ihr gesetzt ist. (So kann das Leben nicht definiert werden und ist doch wirklich.)

Hier begann die Wissenschaft zu erkennen, daß ihr Bereich sich ausschließlich auf allgemeine Gesetze, die im Leben eine Rolle spielen, und auf tote Dinge erstreckt, und bei der Erforschung des Lebens nur auf die Gesetzmäßigkeiten, Hemmungen und Störungen, denen es ausgesetzt ist. (Wenn sie sich nicht auf bloße Beschreibung beschränken will.) Die Störungen gehören nicht zum Leben, sie sind wissenschaftlich erklärbar und auch teilweise aufzuheben. So kann man nicht die seelische Gesamtlage eines Menschen wirklich erklären, sondern nur die Fehler und Hemmungen, die er hat. So kann aus dem logisch-wissenschaftlichen Denken auch nicht die Richtung des Lebens hervorgehen, sondern nur aus dem Willen.

Ein Mensch ist Glied eines Volkes, hat Anteil an dessen Kultur, ist in seiner sozialen Lage etwa gelernter Arbeiter, einer ganz bestimmten persönlichen Wesensart, hat eine bestimmte Erziehung genossen. Dieses Menschen Wille ist durch alle diese Faktoren mitbestimmt. In seiner Entscheidung ist dieser Einfluß zu erkennen. Der Wille ist also der aktive Ausdruck des gesellschaftlich, volkhaft und persönlich bedingten Gesamtseins eines Menschen. Der Wille ist nicht nur vom Verstand abhängig, er ist gar rational (und wir sahen ja auch, daß der Verstand selbst abhängig von den genannten Faktoren ist).

### III.

Wir haben bei der Betrachtung der Konflikte der Zivilisation gesehen, daß die Ratio nicht deren Ursache sein kann. Die Ratio ist nichts Selbständiges, nicht die Veranlassung der Entwicklung, sondern nur ein Mittel, das dem menschlichen Willen dient. Ganz deutlich wird das bei der Technik, aber wir erkennen es auch bei dem kritischen Denken. Seine Rolle ist vor allem negativ und klärend, es baut nicht selbst auf. Nicht die Ratio hat die Herrschaft, sondern die Menschen lassen sich von ihr beherrschen. Die Starken haben es gewollt, die Schwachen wurden gezwungen und waren zu träge, um zu widerstehen. So ist es ein Irrtum, daß die Technik den Menschen beherrsche, sondern ein Teil der Menschen herrscht über den anderen und bedient sich dabei der Technik als eines Mittels, das als solches weder gut noch schlecht ist. Somit wird die Frage nach dem Wert der Zivilisation an sich hinfällig, da wir sahen, daß ihre schlimmen Folgen an einer ganz bestimmten Anwendung liegen, die der Mensch von ihren Mitteln macht. Der herrschende Teil hat sich der Technik und den rationalen Zwecken verschrieben, nicht weil diese eine geheimnisvolle dämonische Herrschaft ausübt, sondern weil er selbst es so will. Viele Menschen möchten sich aber gern von der drückenden Verantwortlichkeit freisprechen, indem sie die Technik, ein willenloses Ding, an ihrer statt verantwortlich machen. In dieser verantwortungslosen, feigen Haltung verharren die meisten, gehen den gewohnten Trott und lassen sich ziehen. So ist die Meinung entstanden, daß Technik dem Menschen über den Kopf wachsen könne, und nur so ist es möglich, daß die wachsende Technik das menschliche Leben, statt es zu weiten, unerhört einengt, den Menschen drückt, daß ein Mittel zum Zwang für viele geworden ist. Die Technik wird mehr gegen als für den Menschen angewandt, und je mehr ihr Bereich sich erweitert, umso mehr verharrt der Mensch ihr gegenüber in Hilflosigkeit und Trägheit, gibt er sein eigenes Handeln auf und läßt mit sich geschehen.

Nicht die Technik, nicht die Kritik sind schuld an den Konflikten, an den Auswüchsen der Zivilisation, sondern die Richtung des menschlichen Willens. Der Gegensatz besteht nicht zwischen Mensch und Ratio, sondern zwischen Menschen mit verschiedener Einstellung. — Nicht die Technik engt den Menschen ein, sondern die Einstellung, die den anderen nur als Mittel, als Faktor, sieht und ihn gebraucht, statt ihm als ganzen Menschen gegenüberzutreten. Ebenso ist es nicht die rationale Kritik, die irrationale Gebilde zerstört, sondern die Geisteshaltung, die den kritischen Verstand als selbständigen Teil neben den ganzen Menschen stellt, der Intellektualismus.

Alle Versuche, die Uebel der Zivilisation durch „Rückkehr zur Natur“ zu heilen, packen das Uebel gar nicht an der Wurzel (abgesehen von der Unmöglichkeit solcher Versuche, den Lauf der Zeit zurückzuwenden). Hilfe kann nur kommen durch eine Wandlung der seelischen Einstellung, zu einer Gesinnung wie die, um die wir uns bemühen. Für diese Wandlung kann wieder die rationale Kritik ein wichtiges Hilfsmittel sein, da sie, radikal angewandt, die Unhaltbarkeit der heutigen Einstellung der Mehrzahl der Menschen aufdeckt.

So können wir, statt gelähmt der nun einmal fortschreitenden Entwicklung zuzusehen, diese bewußt gestalten, nicht indem wir sie zurückschrauben, sondern indem wir ihre Richtung ändern.

## Kultur-Zivilisation

Von Fritz J. Schustermann (Fisch), Berlin.

Warum eine Betrachtung über dieses Thema gerade in unserer Zeit, in unserer Lage so schwer ist, will ich zu zeigen versuchen.

„Kultur“ als Bestandteil eines Wortes ist sehr häufig: Kultur eines Getreidefeldes, Kultur eines Buches. Die Gemeinsamkeit, die in diesen so verschiedenen Beispielen liegt, ist die, daß beide einen gewissen soziologischen Wert darstellen, was sie zu den Silben „Kultur“ berechtigt: Getreidekultur, geistige Kultur.

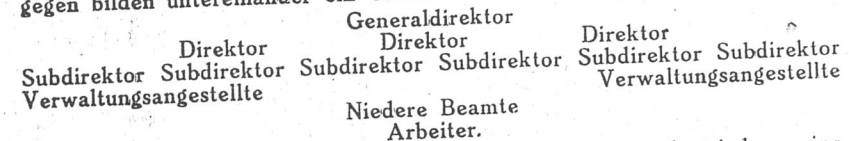
Stellen wir von diesem Gesichtspunkt die Frage nach dem Wesen der oder einer Kultur, so muß die Antwort lauten: durch die zahlenmäßige Menge der gesellschaftlichen Arbeit ist die Höhe einer Kultur bedingt.

Beispiele: ein gut beackertes Land ist kulturvoller als ein minder gut bewirtschaftetes, ein nach jeder Hinsicht gut gearbeitetes Gedicht ist ein Zeichen von höherer Kultur, als ein Hochzeitskarmen von einem Gelegenheitsdichter usw.

Ist nun die Höhe einer Kultur, das Niveau, von der Summe der aufgewendeten Arbeit abhängig, so ist die Art einer Kultur von dem Menschen, der sie schafft, abhängig, das heißt, von der soziologischen Funktion, die der Mensch im Produktionsprozeß einnimmt.

Die Herde in ihrer primitiven Lebens- (lies: Wirtschafts-)form hat gar keine Kultur; sie schafft in dem Augenblick, für den Augenblick; gesellschaftliche Werte werden nie geschaffen. Daher ist in dieser Stufe der Entwicklung weder von einem Kulturniveau noch von einer Kulturart zu sprechen.

Stellen wir demgegenüber das soziologische Leben unserer Zeit: es ist eingeteilt in einen geordneten und einen ungeordneten Funktionssektor: die wirtschaftlichen Betriebe sind durchorganisiert und haben ihre Formen aus ihrem Zweck heraus bestimmt, so vollkommen, daß jedes Teilchen genau seinen Platz und seine Wichtigkeit hat; die einzelnen Betriebe hingegen bilden untereinander ein Chaos. Am deutlichsten wird das bildlich-



Eine Pyramide, durchgeordnet, durchrationalisiert, in der jeder seine Funktion hat, jeder irgendwie in den Produktionsprozeß eingereiht ist, also auch jeder irgendwie einen Zusammenhang mit der Kultur hat.

Wir müssen jedoch in unserer Betrachtung eine Pause machen, um festzustellen, worin denn der Maßstab besteht, der dem soziologischen Wert angelegt werden soll. Wir sagten, es sei Kultur zusammengesetzt aus einer Summe von gesellschaftlicher Arbeit. Halten wir uns nun obige Pyramide vor Augen, so stellen wir überrascht fest, daß gerade diese Summe fehlt: nämlich das Geld.

Und wenn wir dieses erkannt haben, wissen wir, daß diejenigen, die Kultur haben können (denen die „Summen“ zur Verfügung stehen), sehr schwer eine Kultur haben können, da ihnen der Zusammenhang mit den Produktionsmitteln fehlt, da sie schon nicht mehr an dem soziologischen Leben beteiligt sind, und die, denen es möglich ist, eine Kultur zu haben, sie nicht erwerben können, da ihnen die „Summen“ fehlen.

Und so stehen wir denn in einer Zeit, in der die Mittel, die einer Kultur dienen sollten, selbst als Kultur angesehen werden: Amerikanismus. Technische Errungenschaften sind an die Stelle von Kulturgütern getreten. Und solches nennt man Zivilisation.

## Innerer Halt

Von Erich Fränkel, Hamburg.

In früheren Jahrhunderten lebte der Mensch verhältnismäßig abgeschieden. Er hatte seinen kleinen Kreis — meist also die Familie —, der ihm nahe stand, um den sich sein Leben drehte. Es kamen die großen technischer Erfindungen; die Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit des Lebens wurde gestört. Man bekam Interesse an der Allgemeinheit, und überhaupt, der Rahmen des Lebens spannte sich weiter. Bei diesem Ansturm neuer Geschehnisse und Ereignisse verlor der Mensch aber eins; nämlich sich selbst. Daher sehen wir auch heute so wenige, die sich vor dem Schicksal bewahrten, in dem allgemeinen Strudel unterzugehen, die sich die eigene innere Ruhe retteten, die fähig waren, sich zu halten, oder doch, sich selbst wiederzufinden. Alles rennt und hastet auf der Suche nach irgendetwas. Es liegt so in der Zeit. „Wenn ich mich nicht beeile, kommt der andere mir zuvor.“ Gewiß soll man nicht am Wege stehen bleiben, als „ewiger Wandervogel“ etwa. Man soll sich aber auch nicht hineinreißen lassen in das Getriebe. Und das gilt nicht nur für die „Jagd nach dem Glück“, wie es so schön heißt, sondern für unser gesamtes Tun, für jegliche Tätigkeit, wo wir sie auch immer ausüben. Wir dürfen nicht so oberflächlich werden wie die meisten. Und dabei treibt das Leben heute doch zur Oberflächlichkeit. Wenn man nicht Möglichkeiten wahren Lebens sieht, läßt man es leicht ganz, aufrichtig vor sich selbst zu sein. Und der Großteil hat auch gar kein Bedürfnis danach, oder empfindet es gar als komisch, über sich nachzudenken und zu versuchen, das Uebliche, Vorge-machte nicht nachzuäffen und mitzutun, sondern zu Wahren, zu Eigenem zu gelangen.

Wir alle kennen diesen ganz bestimmten Typ des Jungen oder Mädels, der uns überall in bürgerlichen Häusern begegnet. Er ist ein Produkt der Zeit, einer Zeit, die eben durch ihr Hasten und Drängen nicht die Möglichkeit zur Besinnung läßt. Und aus diesen Menschen ist ein Typ geworden, weil es allen im Großen und Ganzen ähnlich geht; weil alle gleich wenig mit sich anfangen können, weil alle in gleicher Weise irgendwie unbefriedigt sind, und demnach blasiert tun. Der junge Mensch sucht zuerst, sei es nach einem Freund, sei es nach einer Idee oder Weltanschauung. Er vergißt aber, wenn er auch vielleicht noch so leicht zu begeistern ist, daß zu einer Idee nicht nur Ueberzeugung, sondern auch ernsthafte Arbeit gehört. Die zur Arbeit nötige Ruhe aufzubringen, ist er aber nicht fähig. Und ein Freund, ja, da muß er schon großes Glück haben, einen zu finden, der ihm den gewünschten Halt geben kann; denn den meisten geht es ja genauso wie ihm. So hört das anfängliche Suchen, das „Sich unbefriedigt fühlen“ bald auf oder verkriecht sich in den entferntesten Winkel der Seele; und übrig bleibt die Oberflächlichkeit und die Verantwortungslosigkeit vor sich und der Umwelt. — Man kann es ihnen nicht zum Vorwurf machen, denn es liegt in der Entwicklung unseres ganzen Zeitalters. Das Sein des Einzelnen gilt nicht mehr, kann nicht mehr gelten, da niemand es erkennen kann. Glauben wir doch ja nicht, daß ein solcher Mensch durch den Sport, durch Tanzen oder so etwas ausgefüllt wird. Seine Zeit wird ausgefüllt, sicherlich; das ist jedoch auch alles. Unsere Aufgabe aber ist es, uns vor solchem Schicksal zu bewahren. Das ist nicht leicht. Wir sind umgeben, eingekreist von dem Unwahren, Oberflächlichen. Ständig kommen wir irgendwie in Versuchung; und wie oft erliegen wir nicht diesen Gefahren? Da gilt es doppeltes Verantwortungsgefühl, klar zu sehen, fest zu sein. Wir müssen arbeiten und versuchen, uns selbst und möglichst viele andere aus solchem Leben herauszureißen und zur Besinnung „zu sich selbst“ zu führen.

## Vergnügen

Von Richard Levi, z. Zt. Göttingen.

Wenn wir von dem Unterschied zwischen uns und den „Spießern“ sprechen, erwähnen wir meist auch in einem gewissen geringschätzigen Tone die niedrige Form des „Vergnügens“, die für viele unserer Mitmenschen den Zweck ihres Daseins verkörpert. Dies nicht mitmachen zu wollen, stellt uns immer wieder in Gegensatz zur „Gesellschaft“; hier Besseres, uns Entsprechendes an die Stelle zu setzen, ist mit ein Faktor, der uns z. B. auf Fahrt zu gehen treibt. Natürlich darf man darüber nicht die Bedeutung und Notwendigkeit des Vergnügens überhaupt verkennen. Allerdings läßt sich hier allgemein wenig sagen; wichtiger ist es vielleicht, eine bestimmte Zeit herauszugreifen, mit anderen Worten von der heutigen Form zu sprechen.

Mit Entstehen der Technik, des Kapitalismus und mit deren Fortschreiten wurde der Mensch in seinem Alltag mehr und mehr zu einem Objekt, zu einem Ding, dessen Tun von außen her bestimmt wird. Vom eigentlichen Menschen bleibt dabei wenig übrig. Wenn solch ein Zustand überhaupt irgendwie ertragbar sein soll, ist ein Gegengewicht vonnöten; irgendwo und irgendwann muß der Mensch sich als Subjekt, als Mensch fühlen können. Und dieser Ausgleich ist ihm das „Vergnügen“. Hier ist er frei, losgelöst und entfernt von der Erinnerung an den Alltag.

So ist zwar in der Tat ein gewisser Ausgleich geschaffen, aber nur ein sehr kümmerlicher. Während es äußerlich vielleicht so scheint, als sei eine Lösung gefunden, klafft in Wirklichkeit hier ein Riß im Leben des modernen Menschen; sein Dasein wurde zum Doppelleben. Der Mann, der werktags an der Maschine steht, ist ein anderer, wenn er sonntags im Kino sitzt. — Und ist doch beide Male derselbe; denn hier wie dort fehlt ihm die innere Einheit, fehlt seinem Leben das Bestimmte von einer inneren Idee. So ergibt sich das Bild unserer Zeit, welche wohl viele Einzelformen hervorbringt, die aber nicht aus einem geistigen Zentrum hervorgehen. Die eigene Kultur fehlt.

## Arbeit

Von Peter Landsberg, Berlin.

Das bekannte Klagegedicht, daß unserem mechanisierten Jahrhundert vor lauter Zivilisation die Kultur fehle, denkt vor allem an die Entseelung der Handarbeit, die dem Arbeiter in der Fabrik das Leben zur Qual macht. Daneben vergißt man aber gar zu leicht, — und gerade Menschen unserer Schicht sollte diese Erkenntnis wichtig sein — daß die sogenannte geistige Arbeit in demselben Maße sinnlos geworden ist.

Und dabei leben wir heute im Zeitalter der unbedingten Vergötterung des Geistes. Die typische Gestalt unserer Zeit, die nicht nur von Bürgern, sondern auch von Arbeitern und Bauern mit einigem Respekt, wenn nicht sogar mit Hochachtung angesehen wird, ist der Mensch mit Hornbrille und Büchermappe. Spricht man von einem hochstehenden Proletarier, so meint man damit eigentlich nur den geistig Gebildeten, der abends die Hochschule für Politik oder Volkshochschule besucht und dicke Bücher über den Marxismus liest. Der Bauer oder Handwerker, der einfach täglich seine Arbeit verrichtet, scheint für das ganze kulturelle Leben völlig ohne Bedeutung zu sein; denn Kultur heißt heute nur noch das geistige Niveau einer Zeit. In Wahrheit kann aber, wie ich glaube, solch einfacher Bauer für die Menschheit und ihre Kultur mindestens so wertvoll sein wie ein Intellektueller. Denn fast immer ist die Arbeit eines Intellektuellen eine rein theoretische, losgelöste, gewissermaßen eine Arbeit im luftleeren Raum. Das gilt irgendwie für alle Kopfarbeiter, vom Wissenschaftler über den Ingenieur bis zum Reichstagsabgeordneten, vom Journalisten über den Rechtsanwalt bis zum Kaufmann und Angestellten.

Gewiß ist der Geist eine ungeheure Errungenschaft des Menschen, die ihm die Ueberlegenheit über das Tier gebracht hat. Aber geistige Arbeit ist eine Beschäftigung, die irgendeiner lebensmäßigen Grundlage bedarf; sonst ist sie völlig ohne wahrhaften inneren Wert, ja eine Spielerei, die, wenn sie den Menschen so ganz beherrscht, wie es heute doch meist der Fall ist, ein richtiges Leben unmöglich macht.

Selbstverständlich gibt es geistige Fragen, die man nicht einfach aus der Welt schaffen kann. Sie bleiben keinem erspart, und das ist gut so. Aber die Art, an der wir alle krank, die hinter jedem Problem noch wieder ein Problem sieht, die kein Fundament hat, das ihr sicheren Boden gewährt, von dem aus sie Stellung nehmen, werten, schaffen, leben kann, das ist die große Gefahr. Der Mensch, der zu nichts ganz ja sagen, der in keiner Sache ganz aufgehen kann, weil ihm höchstens eine verstandesmäßige Bejahung möglich ist, das ist mit wenigen Ausnahmen der Mensch unserer Zeit. Diesem Menschen gilt es wieder eine Grundlage zu geben. Er kann sie aber nicht finden in einer neuen geistigen Richtung, sondern, wie ich glaube, nur dadurch, daß er wieder anfängt, richtig zu leben, d. h. vor allem auch wieder körperlich zu arbeiten. Daß er die rein intellektuelle Tätigkeit auf ein Mindestmaß zurückführt und den Schwerpunkt seines Lebens verlegt auf das wahre Schaffen, seiner Hände Arbeit. Nur so kann unser Leben einen Sinn haben, nur so kann auch eine neue Geistigkeit, eine wirkliche Kultur entstehen, die nicht mehr in der Luft hängt, sondern dadurch fest fundiert ist, daß sie ausgeht von einer sinnvollen Arbeit.

### Stadt

Zehntausend starre Blöcke sind im Tal errichtet,  
aus: Stein auf Stein um Holz- und Eisenroste hochgeschichtet,  
und Block an Block zu einem Berg gedrückt,  
von Dampfrohr, Turm und Bahn noch überbrückt,  
von Draht, der Netz an Netze spinnt.  
Der Berg, von vielen Furchen tief durchwühlt:  
das ist das große Labyrinth,  
dadurch das Schicksal Mensch um Menschen spült.

Fünfhunderttausend rollt im Kreis das große Leben  
durch alle Rinnen fort und fort in ungeheurem Streben:  
In Kaufhaus, Werkstatt, Saal und Bahnhofshalle,  
in Schule, Park, am Promenadenwalle,  
im Fahrstuhlschacht, im Bau am Krahn,  
treppauf und ab, durch Straßen über Plätze,  
auf Wagen, Rad und Straßenbahn:  
da schäumt des Menschenstrudels wirre Hetze.

Fünfhunderttausend Menschen rollt das große Leben  
durch alle Rinnen fort und fort in ungeheurem Streben.  
Und karrt der Tod auch hundert täglich fort,  
es braust der Lärm wie sonst an jedem Ort.  
Schleppt er vom Hammer-Block den Schmied,  
schleppt er vom Kurven-Gleis den Wagenleiter:  
Noch stärker brüllt das Straßenlied:  
Der Wagen fährt — der Hammer dröhnt weiter.

Gerrit Engelke in „Gesang der Welt“.

### Werkstattaussiedlung

Von Fritz Altmann (Friedrich), Berlin.

Um konkurrenzfähig zu bleiben, suchte man in der Industrie mit allen Mitteln zu rationalisieren. Neben der Einführung moderner Maschinen galt es vor allem, auch aus den Arbeitern das Möglichste herauszuholen. Taylor und Ford sind die bekanntesten Namen dieser Bestrebungen. Von allerhand Fraglichkeiten abgesehen, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, lassen vor allem ihre ungünstigen Auswirkungen auf die Arbeiterschaft all diese „Fortschritte“ in sehr bedenklichem Lichte erscheinen. Vor allem die Arbeitsunlust, dadurch hervorgerufen, daß der Arbeiter keine persönliche Stellung zu seiner Arbeit mehr hat. Er arbeitet, um zu leben; dort, wo er arbeitet, lebt er jedoch nicht. Er ist ja ohne weiteres durch einen anderen ersetzbar. Vorgeschriebener Arbeitsgang schaltet die eigene Initiative aus. Seine Erfahrungen finden kein Gehör. Früher gab es die Möglichkeit, an einer Maschine von ihren Anfängen bis zur Fertigstellung mitzuarbeiten. Er hatte ein großes Interesse an ihr, machte sich auch außerhalb seiner Arbeitszeit Gedanken darüber. Heute, bei der modernen Teilfertigung, fällt dieser so wichtige Faktor fort. Früher hatte ein Arbeiter auch seinen bestimmten Platz, wo er sein eigener Herr war. Dieses noch so kleine, aber eigene Arbeitsfeld schuf eine persönliche Verbindung zwischen ihm und seiner Arbeit. Früher blieb er auch meist lange Jahre, oft sein ganzes Leben, in ein und derselben Fabrik. Er gehörte zu ihr und war darauf stolz. Heute ist das alles anders geworden. Er muß sehr oft die Fabrik wechseln, ist dadurch materiell völlig ungesichert, lebt von heute auf morgen. Und eine Nachfolge des Sohnes an den Arbeitsplatz des Vaters gibt es schon garnicht mehr. So ergibt sich eine tiefe Trennung zwischen Arbeitsraum und Lebensraum des Arbeiters. Er arbeitet nur, um sich den nötigen Lohn zu verdienen. Sein eigentliches Leben liegt hinter und außerhalb seiner Arbeit, in seiner Freizeit. Und da ist auch nicht viel; man denke z. B. nur an die schlechten Wohnverhältnisse.

Die große Frage ist nun, wie man bei dem augenblicklichen Stande der Rationalisierung eine Aenderung dieses Zustandes erreichen kann, ohne die Konkurrenzfähigkeit der Produktion anzutasten. Die Länge der Arbeitszeit ist dabei nicht das Ausschlaggebende. Eine wirkliche Abhilfe kann selbst der von den Gewerkschaften so heiß erkämpfte Acht-Stunden-Tag allein nicht bringen, sondern nur die Schaffung neuer Beziehungen der Menschen zu ihrer Arbeit: „Die Rationalisierung muß humanisiert werden.“ — In letzter Zeit ist ein sehr interessanter Lösungsvorschlag und -versuch gemacht worden von dem Breslauer Professor Eugen Rosenstock. Hier wird die Fabrik aufgeteilt in Arbeitsgruppen, und der Arbeitsplatz dieser Werkstätten wird von der Großstadt heraus aufs Land verlegt. Die einzelne Gruppe pachtet dabei vom Unternehmer Maschinen und Werkstatt: das Material wird aus der Zentrale in der Stadt dorthin gebracht, die fertige Arbeit abgeholt. Ueber den Preis werden besondere Abreden getroffen. Diese Werkstätten sind in sich geschlossene Betriebe, wo einzelne Fabrikate von Anfang bis zu Ende hergestellt werden. So wird eine größere Verbundenheit des Arbeiters mit seiner Arbeit geschaffen, als es bisher möglich war. Er erhält Verantwortung; er hat einen eigenen Arbeitsplatz. Dadurch wird Arbeitsfreude und Gestaltungswille geweckt; es ist keine bloße Lohnarbeit mehr. Dazu lebt so der Arbeiter und seine Familie in gesunder Luft, kommt aus dem Wohnungselend der Arbeiterviertel der Großstädte heraus. Solche Kleinbetriebe sind speakeswegs unrentabler als die Massenfabrikation; so werden z. B. die Speisen einer riesigen Verwaltungsorganisation gespart. Und was der Transport des Materials vom Zentralwerk zur Werkstattsiedlung und umgekehrt kostet, das wird an täglichem Fahrgeld des Arbeiters zur Fabrik wieder eingespart, das ja letzten Endes ja doch die Fabrik tragen muß. Darüber hinaus leisten die Arbeiter bei dieser Gestaltung viel frischere, energischere Arbeit als die üblichen Maschinenmenschen, was schließlich auch wieder dem Unter-

nehmer zugutekommt und durch keine noch so gute Organisation ersetzt werden kann. — Diese Werkstattaussiedlungen sind natürlich nur tastende Versuche — in einigen Fällen wurden sie übrigens durchgeführt und haben sich hierbei wirtschaftlich vollauf bewährt —, die sehr vom Willen der betreffenden Arbeiter abhängig sind und in manchen Fabrikationszweigen vielleicht undurchführbar sind. Jedenfalls greifen sie eine der wichtigsten Fragen unserer Zeit an, wo jeder noch so kleine Fortschritt nicht genug begrüßt werden kann.

(Literatur: Hendrik de Man, Der Kampf um die Arbeitsfreude; Gustav Frenz, Kritik des Taylor-Systems; Eugen Rosenstock, Werkstattaussiedlung.)

## Die Eroberung

Vom Meer zu den Meeren eilen die Schiffe,  
Die der Winde Fächer ins Weite wehn,  
Zu den Ländern des Golds, der Korallenriffe  
Und des Marmors hin gleich großen Ideen.

Mit Bergen von Eisen, mit Blöcken von Blei,  
Mit der Fracht von Hölzern in geschichteter Reih  
— Einem einstigen Wald, verdorrt und gefällt —  
Mit Ambra, Kupfer, Naphtha und Zinn  
Und der Hoffnung auf Zufall und großen Gewinn  
Verfrachten sie kühn die Seele der Welt.

Und die Häfen von Indien und China, die blanken  
Städte Afrikas, Amerikas Flanken:  
Buenos Aires, Mogador und Vera Cruz,  
Die schwefligen Minen, die fruchtesschweren  
Syrischen Wälder voll seltener Säfte,  
Die perlmutternen Küsten, die Golfe von Frost,  
Die Klippen, die Strände voll Nacht und Entsetzen,  
Norden und Süden, Westen und Ost  
Nehmen sie auf, um die eigenen Schätze  
In neuen Reichtum sich umzusetzen.

Die ganze Welt ist am Werke und Europa voran,  
Europa, das mit seinem Jahrtausende alten  
Golde im Grund der Bankhäuser drinnen  
Den tätigen Willen all derer gestaltet,  
Die Ziffer für Ziffer die großen Gewinne  
In den Maschen genauer Berechnung festhalten.  
Und wenn auch die allzu belasteten Netze  
Manchmal zerreißen, so schadets nicht sehr,  
Denn unberührt bleibt das ewige Meer,  
Und die Lande verharren reglos am Platze.  
Und das Glück hat seine Türen beständig  
Offen für den, der kühn eintreten will;  
Doch die günstige Stunde hält nie lange still,  
Und wer an Tod denkt, der war niemals wahrhaft lebendig.

Die ganze Welt ist heute der Rasse zur Beute,  
Die sie erobert bis zu ihrer Sterne Gelände,  
Die tausend Gefahren und Tode nicht scheute,  
Nur weil sie die gierige Hoffnung beseelte,  
Mit ihren alten unnachgiebigen Händen  
Endlich einmal den schweigenden Dingen  
Das Geheimnis, das Wort und die Kraft zu entringen,  
Die das träumende Auge der Zukunft erhellte.

Und nun fahren sie rings auf Schiffen, die Großen,  
Deren Seele die neuen Städte erschuf:  
London, Rom, Paris und Berlin  
— Priester, Gelehrte, Soldaten, Geldleute, Schwindler, Matrosen —  
Fürsten der Kühnheit, Meister des Denkens,  
Die bis in die fernsten Ziele des Lebens hin  
Ihre Pfeile der Kraft und des Willens lenken.

Und wenn sie oft auch die Gerechtigkeit mißachten  
Und Mord begehn, um Herrscherkronen zu erringen,  
Sie scheuens doch, die Hände sich mit Blut zu feuchten,  
Und suchen lieber sanftres Recht und trachten,  
Auch dies noch stets zu mildern und verbessernd zu erleuchten.  
Wo einst Gewalt war, wollen sie nun Ordnung bringen  
Und selbst der Erde wundervollste Form bedeuten.  
Taten sie unrecht hier, so sühnen sie's bei andern.  
Ob ihrem Haupt rauscht schon der neuen Zeiten  
Noch dunkle und verzagte Melodie,  
Doch stolz hebt sich zur Zukunft ihre Stirne,  
Denn aus der Fülle dieser formt sich das Genie.

O diese hellen Menschen, die wie Götter wandern!  
Die ganze Welt wird umgedacht in ihren Hirnen,  
Die Erde pressen sie in nie gekannte Bahnen,  
Zum Himmel forschen sie, und zwischen Ozeanen  
Schlingt ihre Tätigkeit ein neugewonnen Band.  
Ein Eisendraht, der dunkle Worte wellt,  
Zittert ins Ferne hin — und die Gedanken springen  
Von einem bis zum andern Ende der besiegten Welt.  
Das Leben mit all seinen Formen, Regeln, Dingen  
— Verschlungne Finger einer mächtigen Riesenhand —  
Oeffnet und ballt sich ganz in eine Faust: die Einheit!

Und die verschäumten Spuren, die von Platz zu Plätzen  
Die Schiffe mit dem Kiel ins Gold und Schwarz der Meere malten,  
Sind in des Lebens Nervenkreis die feinen Netze,  
Die alle Finger dieser Riesenfaust zusammenhalten.

Emile Verhaeren in „Hymnen an das Leben“  
(Deutsche Nachdichtung von Stefan Zweig)

## Loblied auf den Hamburger Hafen

Von Paul Freudenthal (AI), Berlin.

Wir waren auf Fahrt einmal in Hamburg und besahen da auch den Hafen;  
oder besser: wir waren auf Fahrt im Hamburger Hafen, besahen auch etwas  
die Stadt und schliefen dort. Der Hamburger Hafen — das ist nämlich ein  
Begriff, eine Welt. Ich möchte wetten, die Zahl der Krananlagen geht in die  
Tausende, ebenso die Zahl der Handkarren, der Halteseile, Dampfsirenen,  
Beiboote, Schornsteine usw. Ueber dem Ganzen liegt stets ein Nebel, von  
dem vielen Rauch und den Ausdünstungen, und ein Brummen, von dem  
vielen Tuten, Schreien und Rattern. Dazwischen wimmeln eine Unzahl  
Menschen, Hafenarbeiter zum Ein- und Ausladen, Schiffsmannschaften,  
Fremde, Beamte, Geschäftsleute usw. Man merkt garnicht, daß das Wasser  
genau genommen Elbewasser ist, mit dem gewissen sächsischen Beige-  
schmack, den dieser Fluß nun einmal hat; sondern man steht in unmittel-  
barer Verbindung mit aller Welt, New York (Nujork zu sprechen, Betonung  
auf der ersten Silbe), Skandinavien, Japan, Indien (alles riecht nach Bam-

bus), Afrika und was es sonst noch gibt. Ideal für briefmarkensammelnde Pimpfe: Speak you english? (Grammatik findet nur während der Schulzeit statt), Have you stamps for us? Avez-vous des timbres?

Die genialste Einrichtung ist weitaus der Hamburger Dialekt. Die Frage, ob man „bis hierher gelaufen“ sei, gewinnt darin ihre besondere Note. Gleich danach sind Fruchtschuppen zu nennen, lange Hallen, in denen am Tage vor der Auktion an die En-gros-Händler Apfelsinen, Aepfel oder was sonst gerade an Schiffsloadungen eingetroffen ist, in langen Reihen nach Marken geordnet, zur „Vorbesichtigung“ ausgestellt werden. Man nimmt sich eine Frucht, bricht sie entzwei, genießt eine Kleinigkeit, wirft den Rest unter den Tisch und macht sich mit Kennermiene Notizen in einen der massenweise herumliegenden Kataloge, den man sich über den Arm hängt. Hauptsache ist dabei, daß man das übrig Gelassene mit der Geste eines übersättigten Lebemanns wegwirft. Das kommt einem zwar anfangs „eigentlich unerhört“ vor; man gewöhnt sich aber schnell daran, schon um unliebsames Aufsehen zu vermeiden. Sollte trotzdem ein Aufsichtführender den legalen Besichtigungsabsichten mißtrauen, man wolle sich wohl bloß „vollfretten“, dann behauptet man, von der Schule hergeschickt zu sein, um Anschauungsmaterial zu sammeln für einen Aufsatz: Leben in den Fruchtschuppen oder so ähnlich. „Euer Lehrer sollte Euch lieber . . .“; im übrigen ist man gerettet und kann ein paar obstfreudige Stunden verbringen. — Mittel gegen Durchfall bezahlt die Fahrtenkasse.

So könnte man noch endlos erzählen, ohne doch eine vollständige Anschauung von diesem Phänomen „Hamburger Hafen“ vermitteln zu können. Natürlich vergessen die Leute über ihrer Tätigkeit dort keineswegs alles Sonstige. Die Hafnarbeiter z. B. sind genauso organisiert wie anderswo, ja besonders radikal. Wenn wir nicht schon in den Zeitungen von den Hamburger Kommunisten gelesen hätten, wären wir zum mindesten dadurch darauf aufmerksam gemacht worden, daß wir z. B. unseren Wimpel nicht zum Hafen mitnehmen durften, da geschlossene Züge mit „Standarten (hamburgisch zu sprechen!) verboten seien: Angst vor Demonstrationen, Streikkrallen usw. Trotzdem verschwindet das gegenüber dem großartigen Getriebe, auf das der Arbeiter genauso stolz ist wie der Arbeitgeber, gegenüber einer Gesamtstimmung, von der ein jeder gepackt wird, der dort hineinkommt. Diese Erfahrung der Zivilisation, die man hierbei macht, ist etwas ungeheuer Mächtiges, Elementares, kann sich ohne weiteres sehen lassen neben einem Aufsatz über „Vertun“, „Bereiten“, „Verwirklichung“. Hier ist „Ganzheit“ und „Erfülltheit“; man könnte beinahe anbeten.

Es soll auch kurz auf den üblichen Einwand eingegangen werden: das ist aber alles nur „Betrieb“, „Frische“, die „innere Hohlheit“, „geistige und seelische Leere“ überdeckt. Es fehlt der „Ernst der Selbstbesinnung“. — Natürlich kann man das sagen; man wird so aber dem, was da ist, nicht gerecht. Es macht den Hamburger Hafen nicht unwichtig, wenn man sagt, aus dem Verkehr als einem „Mittel“ dürfe doch kein „Zweck“ gemacht werden, „Grundmangel unserer Zeit“ usw. Das wäre eine einseitige Bevorzugung vom rein Ethischen kommender Dinge, das ja auch nur einen Teilbezirk unseres Lebens ausmacht und ausmachen darf, wenn ihm auch bestimmender Einfluß zugesprochen werden kann. Eine wahrhafte „Erneuerung“ kann nur werden, wenn sie aufbaut auf allem, was wir haben; und dabei sollten wir gerade der Zivilisation dankbar sein für alles Große und Schöne, was sie uns gebracht hat. — Und sollte das jemand nicht verstehen, so kann ihm nur der Rat gegeben werden, einmal nach Hamburg zu fahren.

## Kleines Erlebnis

Von Paul Freudenthal (AI), Berlin.

Zuweilen liest man in der Zeitung auch das Feuilleton. Dabei fand ich einmal eine kleine Erzählung, die in meinem Gedächtnis haften blieb; nichts Sentimentales weiter, nein — Ihr werdet sehen.

Dort wurde ein kleines Erlebnis geschildert, aus der Leipziger Straße in Berlin. Der Verfasser kam täglich auf seinem Wege zum Büro an einem Blinden vorbei, der im Weltkrieg sein Augenlicht verloren hatte und nun davon lebte, daß er Streichhölzer feilhielt und auf Almosen wartete. Neben ihm, auf einem Deckchen, lag sein Hund, ein ganz junges Tier noch, das den Blinden jeden Tag an seine „Arbeitsstätte“ führte und abends wieder zurückbrachte, Tag für Tag. Der Blinde hatte sich längst vollkommen in sein Schicksal gefunden, aber der Hund — jedenfalls eines Morgens, als es wieder einmal an die „Arbeit“ gehen sollte, es war gerade Frühling geworden, riß er sich plötzlich los; auf und davon. Warum? Freiheit! Jugend! Leben! Der Blinde stand gänzlich hilflos. Er konnte den Hund ja nicht suchen. Was sollte aus ihm nun werden? Was sollte er anfangen? Seine Existenz war vernichtet. Er war verloren ohne seinen Hund, seinen Führer. Woher die Mittel nehmen zu einem andern Tier? Und was sollte jetzt im Augenblick geschehen, mitten auf der Straße? Wo war er überhaupt? Unser Gewährsmann, der den Vorgang mitangesehen hatte, kam ihm zu Hilfe. Er lief los, hinter dem Hund her. Gleich an der nächsten Straßenecke fand er ihn, etwas schnaufend, ob des ungewohnten Laufes, ganz verschüchtert, ob der ungewohnten Freiheit. Und blieb geduldig stehen mit eingeknicktem Schwanz und ließ sich geduldig zurückführen zu seinem Herrn. Der, glücklich, dankte herzlich, faßte unbarmherzig den Hund fest, damit er nicht noch einmal davonlief, und ging seinen gewohnten Weg weiter. — So sitzt der Hund vielleicht heute noch täglich in der Leipziger Straße neben dem Blinden, älter geworden, ergebener geworden in sein Schicksal. Er knurrt höchstens dann und wann, wenn unser Freund vorbeikommt, irgendetwas wie eine dunkle Erinnerung.

Der aber weiß nun nicht, ob er eigentlich richtig gehandelt hat; ob es recht war, dem jungen Tier die Aussicht auf ein Leben, ein freies Leben zu nehmen, um es einem Menschen zu opfern, der zu nichts mehr nutze war, der nur so kärglich dahinvegetierte und dessen Schicksal der Hund nun bis an sein Ende teilen sollte. Wer hatte eigentlich den höheren, den größeren Anspruch, der überflüssige Mensch oder das junge Tier? Was heißt „Liebe zu jeder Kreatur“ in solchem Falle, wenn nicht Konflikt? Wir sahen, der Erwachsene entschied instinktiv zugunsten seines Mitmenschen, des „Herrn der Schöpfung“. Der Erwachsene hat auch kaum Bedenken gegen diese Entscheidung; er findet sie wahrscheinlich selbstverständlich.

Das ist sie aber schließlich keineswegs. Uns jungen Menschen fehlt solch sichere Ueberzeugung. Wir weinen vielleicht nicht mehr so leicht wie kleine Kinder; bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten fühlen wir aber immer einen Stich, eine Art Zusammenkrampfens des Herzens. Vielleicht ist das wirklich nur eine Unreifeerscheinung, „jugendliche Empfindsamkeit“, „die sich gibt“; denn eine als richtig empfundene, duchgeführte bessere Lösung hat man ja nicht. Man braucht es aber nicht als Wert zu empfinden, sich gegen solche Gefühle abzuhärten, abzustumpfen, denn damit erreicht man ja lediglich eine nur scheinbare Sicherheit. — Und wenn man selbst einmal etwas Gutes tut, obwohl vom „logischen Standpunkt“ aus dagegen manches einzuwenden wäre, was schadet das schon? — „Ich gebe keinem Bettler etwas; denn erstens kann ich ja doch nicht allen geben, zweitens sind das ja doch meist Schwindler, drittens ist damit gar nichts wirklich getan; man sollte die soziale Frage nicht so bequem abschütteln usw.“ Alles gut und schön; aber gekünstelt ist der „logische Standpunkt“ doch ein bißchen; das Natürliche wäre etwas anderes. — Und so ist es noch in vielem; das hier waren nur Beispiele.



## Buchhinweis

Wiewohl einigermaßen davon überzeugt, daß Buchbesprechungen u. dergl. in „Kameraden“-Blättern eine etwas mißliche, überflüssige, da ziemlich unbeachtete Angelegenheit sind, möchte ich es mir doch nicht versagen, in diesem Zusammenhang „Zivilisation“ auf Walter Rathenaus „Zur Kritik der Zeit“ und besonders „Zur Mechanik des Geistes“ hinzuweisen, wo sich zu all den Fragen eine Fülle von Gedanken, Hoffnungen, Forderungen finden. Wie er die Seele dem Intellekt gegenüberstellt, wie er die Mechanisierung mit der Bevölkerungszunahme in Verbindung setzt, wie er von mehrschichtigen Völkern und andern, wie er von Kunst spricht usw. usw., schon die Einleitung —; man sollte ruhig einmal hineinsehen.

Eine — wahllos herausgegriffene — Kleinigkeit sei wiedergegeben (mit besonderer Widmung an einen von den vielen, die für dieses Heft einen Beitrag liefern wollten oder sollten, aber . . . ):

Einsicht und Einrichtungen. Es gibt keine Form des äußeren Lebens und keine Stufe des Wissens, welche der Souveränität der Seele unentbehrlich wäre, und keine, die sie gefährden könnte. Sicherlich wird die Entwicklung der Seele jede Institution und jede Erkenntnis durchdringen und umgestalten; aber es ist der tiefste Irrtum politischer Meinung, daß Einrichtungen dem Stande der Menschheit vorausseilen oder ihn bestimmen können. Einsicht und Einrichtungen gleichen gekuppelten Zahnrädern, von denen nur das eine dem äußeren Angriff gehorcht, die Einsicht: ihrer leisesten Verschiebung folgt in gesteigerter Drehung das Rad der Dinge. Im Geistigen ist der kühnste Schritt erlaubt und möglich, im Pragmatischen verwirklicht sich nur das, was als Gedanke längst zur Trivialität geworden ist. Eine verfrühte Einrichtung, selbst wenn sie erzwungen werden könnte, muß zerbrechen, wie ein verfeinertes Spielzeug in kindlichen Händen. Wagt es dagegen Willkür oder Trägheit, die Einrichtungen der Welt entgegen dem Vorschritt der Einsicht gewaltsam zurückzuhalten, so steht elementare Selbstbefreiung der gefesselten Kräfte bevor. Die tobenden Revolutionen der Völker sind in der Einsamkeit des Denkens geboren. (Zur Mechanik des Geistes, S. 302/303.)

AI.

